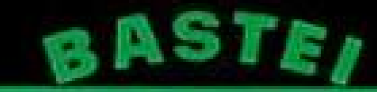
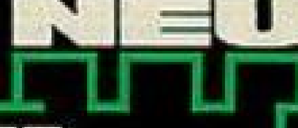
1,80 DM / Band 522
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Er kam aus dem Todesschloß

Frankreich F 6,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Er kam aus dem Todesschloß

John Sinclair Nr. 522

von Jason Dark

erschienen am 05.07.1988

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Er kam aus dem Todesschloß

Dies ist eine schlimme Geschichte, denn sie handelt von einem Vater-Sohn-Verhältnis, wie es eigentlich nicht vorkommen sollte. Nicht nur der Vater hatte sich schuldig gemacht, auch der Sohn. Beide trafen zusammen, und beide waren voller Haß aufeinander.

Zwischen ihnen stand Julie Gladstone, das Mädchen mit den Parakräften!

Er wußte genau, daß die lange Zeit der Gefangenschaft vorbei war.

Es hatte ihm niemand gesagt, er spürte es. In ihm war ein Prickeln, tausend Schmetterlinge breiteten sich in seinem Körper aus. Sie hatten ihn plötzlich überfallen und peitschten das Blut durch seine Adern.

Bald würde er erlöst sein – bald. Dann gab es keine Mauern mehr, keine dicken Steine, keine Dunkelheit, keine Stimmen, die ihn quälten, obwohl sie ihn heilen sollten – endlich Licht, auch wenn es nur das des Mondes war.

Orrie Wayne war wie von Sinnen. In seiner finsteren Zelle lief er auf und ab. Er benötigte kein Licht, denn er wußte genau, wann er abzustoppen hatte, um nicht gegen eine Wand zu rennen und sich an den unregelmäßig vorspringenden Steinen den Schädel einzuschlagen.

Er lief auch dorthin, wo sich die Tür befand, stoppte ab, streckte beide Arme aus und ließ die Handflächen über das dicke Holz gleiten. Es war alt, aber sehr fest. An einen Ausbruch war überhaupt nicht zu denken. Er hätte schon eine Waffe haben müssen.

Eine Waffe, das war es!

Orrie trat zurück, als er an seine alte Waffe dachte. In seinen Augen begann es zu glänzen, das Blut lief jetzt noch schneller, und die Haare sträubten sich.

Eine Waffe! Seine Waffe…

Er atmete keuchend. In seinen Handflächen hatte sich der Schweiß gesammelt.

Dann blickte er hoch zur Decke. Orrie wußte genau, wo sich die Luke befand, durch die sie ihn beobachteten und ihm auch die kargen Mahlzeiten reichten.

Stand dort jemand?

Etwas strich über sein Gesicht. Ein kühler Windhauch, fast wie eine Botschaft.

Kam er frei?

Über ihm blitzte es auf. Als hätte jemand einen Feuerwerkskörper hochgeworfen, der in der Luft detonierte. Geräuschlos!

Schwer atmend trat er zurück, bis er die Wand im Rücken spürte.

Sie benutzte er als Startrampe.

Er schoß noch einmal hoch, genau im richtigen Moment. Der rechte Arm schnellte in die Höhe, die Hand hatte sich zur Pranke geöffnet und wurde zielsicher an das Objekt herangeführt.

Orrie Wayne packte zu.

Er spürte den Widerstand im Innern seiner Faust, die noch schweißfeucht war und sich jetzt um das glatte und gleichzeitig griffige Holz spannte. Ja, das war sie, das war seine Waffe.

Sie war wieder zu ihm zurückgekehrt, und Orrie zog sie zu sich herab. Er begann zu stöhnen und gleichzeitig zu lachen. Es waren unheimliche Laute, die da aus seinem Mund drangen. Er konnte es

nicht glauben und streichelte auch mit der anderen Hand über den Griff. Diesmal von unten nach oben, bis hoch zur Klinge.

Eine Klinge, die sehr breit war, auch lang, zudem vorn noch spitz zulief.

Trotzdem wurde dieses Werkzeug noch als Axt bezeichnet. Seine Axt, seine Waffe – die Mörderaxt!

Orrie Wayne freute sich wie ein kleines Kind. Er wußte nicht, welchem guten Geist er den Besitz seiner Waffe zu verdanken hatte. Für ihn jedenfalls war es ein Glückstag.

Dann übte er.

In der Dunkelheit seiner Zelle schwang er die Axt auf und nieder.

Seine Arme bewegten sich in einem immer schnelleren Rhythmus.

Das dabei entstehende Pfeifen war Musik in seinen Ohren.

Eine tödliche Musik.

Er ließ den rechten Arm ausschwingen, dann hob er die Axt wieder an und bewegte den Kopf auf die Klinge zu. So nahe, daß er das Metall mit den Lippen berühren konnte.

Es war ihm, als würde von dieser Axt ein Stromstoß ausgehen, der durch seinen Körper peitschte. Ein irre klingendes Gelächter drang aus seinem Mund. Orrie drehte sich, in ihm loderte die Flamme einer wilden, ungezügelten Freude, und er warf sich gegen die stabile Holztür.

Diesmal mit einer Waffe.

Die Axt war wunderbar. Selbst das dicke Holz hatte ihr nicht viel Widerstand entgegenzusetzen. Orrie drosch auf die Tür ein. Daß ihm die Splitter dabei um die Ohren flogen, nahm er hin. Es gehörte einfach dazu.

Er arbeitete wie ein Berserker. Es dauerte noch einmal zwei Minuten, bis er ein so großes Loch geschlagen hatte, daß er hindurchklettern konnte.

Ihn bremste nichts mehr, ihn würde auch nichts mehr bremsen, jetzt nicht mehr.

Orrie Wayne war wieder frei! Wehe demjenigen, der ihm jetzt über den Weg lief…

***

Wir hatten ein Problem!

Ich möchte es mal so beschreiben. Dieses Problem war blond, zehn oder elf Jahre alt, weiblich und besaß Kräfte, über die ein normaler Mensch nicht verfügte. Sogenannte Parakräfte. Das Mädchen konnte sie einsetzen und andere Menschen damit in den Wahnsinn treiben. Ob es nun Gegenstände bewegte oder Menschen manipulierte, das Mädchen war stets außergewöhnlich.

Einen Namen besaß es ebenfalls.

Julie Gladstone!

Wir hatten mit ihr einiges erlebt, und es war uns auch gelungen, sie aus den Klauen von Männern zu befreien, die dem libyschen Geheimdienst angehörten, aber Julie selbst als Problem blieb.[1]

Wohin mit ihr?

Eltern besaß sie nicht mehr, ihre Großeltern waren auch tot, genau wie ihre Verwandten. Bei uns behalten konnten wir Julie jedoch nicht.

Nicht nur die ausländischen Geheimdienste interessierten sich für das Mädchen, auch der englische wollte hinter das Geheimnis ihrer Parakräfte kommen, was mir allerdings überhaupt nicht gefiel. Ich fühlte mich ein wenig wie ein Schutzengel. Die Verantwortung für das Mädchen übernahm jedoch Sir James, mein Chef, der sich mit den entsprechenden Stellen beim Geheimdienst in Verbindung gesetzt hatte und mir von dem neuen Beschluß berichtete.

»Unser Schützling kommt in ein Sanatorium!«

Ich schaute Sir James über seinen Schreibtisch hinweg an. »Was ist das denn für eine Umschreibung?«

»Meine Güte, was wollen Sie, John? Sie wird dort gepflegt, unter Kontrolle gehalten.«

»Genau das stört mich, Sir. Unter Kontrolle gehalten. Ist sie denn ein Tier?«

»Nein.«

»Na bitte.«

»Ich kann Ihre Wut über diese Entscheidung verstehen, auch mir geht sie gegen den Strich, aber was soll ich tun?«

»Wir hätten uns noch Zeit lassen können.«

»Lehren Sie mich die Typen von der Abwehr oder was weiß ich kennen.«

»Ja, Sir, das Problem kenne ich. Sie müssen auch mich verstehen. Irgendwie fühlte ich mich für das Kind verantwortlich, auch wenn es diese ungewöhnlichen Fähigkeiten besitzt.«

»Das ist mir alles klar. Ich versichere Ihnen jedoch, daß Julie in diesem Sanatorium gut aufgehoben sein wird. Man wird ihr dort kein Haar krümmen. Sie ist abgeschottet und hat trotzdem alles, was sich ein Kind wünschen kann.«

»Tatsächlich alles?« fragte ich.

»Ja.«

»Nein, Sir.« Ich widersprach heftig. »Etwas fehlt, das kann man ihr nicht geben. Oder Freunde nicht, die nur daran interessiert sind, daß sie funktioniert. Ich rede von der Liebe, vom Verständnis, das Kinder benötigen.«

Sir James senkte den Kopf. »Ja, Sie haben recht, John, aber ich kann nichts machen.«

»Doch, das können Sie!«

»Und was?«

»Sagen Sie mir, wo ich dieses Sanatorium finde. Ich möchte Julie dort besuchen, wenn sie da ist.«

»Natürlich – obwohl…« Sir James hob die Augenbrauen. »Ich dürfte es Ihnen eigentlich nicht sagen.«

»Springen Sie trotzdem über Ihren eigenen Schatten, Sir. Ich bitte Sie!«

Mein Chef lächelte. »Sie nennen es Liebesnest, John.«

»Wie romantisch. Und wo finde ich das Liebesnest?«

»Kennen Sie Norwich?«

»Klar. Die Stadt im Nordwesten, nicht allzuweit von der Küste entfernt und südlich einer kleinen Hügelgruppe, die…«

»Ja, gut, John, hervorragend. Nur befindet sich das Liebesnest nicht in Norwich. Sie müssen in Richtung Kakkenham fahren. Irgendwann erreichen Sie dann die Klinik. Sie soll, das habe ich mir sagen lassen, landschaftlich sehr schön liegen.«

»Hat sie keinen offiziellen Namen?«

»Man sagt einfach nur *die Klinik*.«

Ich nickte. Bisher hatte sich alles normal angehört. Ob es auch so war, würde sich herausstellen. »Ich komme so einfach hinein?« fragte ich leise.

»Das glaube ich nicht.«

»Der erste Haken also.«

»Richtig. Diese Klinik ist ein Fremdkörper in unserem Land. Es gibt einige davon, wenn Sie verstehen. In diesen Kliniken werden Existenzen verlöschen, dafür bekommen Menschen neue Identitäten. Jede Regierung der Welt unterhält diese Inseln im eigenen Land.«

»Und ist das Liebesnest auch eine Forschungsstätte?«

»Natürlich.«

»Womit beschäftigt man sich?«

Sir James rückte seine Brille zurecht. »Ist das wichtig für Sie, John?«

Ich spürte, daß wir uns einem Themenkomplex näherten, über den Sir James nicht gern sprach oder nicht sprechen durfte. »Nicht unbedingt für mich, Sir, aber für Julie. Erinnern Sie sich. Dieses Kind hat sich an mich gewandt und um Schutz gebeten, den ich ihm nicht geben konnte, weil Julie sich gewissermaßen selbständig gemacht hat und die drei Hexen ausschalten wollte. Mit dem Auftauchen der Libyer haben wir nicht gerechnet. Okay, die Sache ist auch erledigt, jetzt aber fühle ich mich für das Mädchen verantwortlich. Ich will nicht, daß Julie in einer dieser Kliniken landet und womöglich für Jahre hinter diesen verdammten Betonmauern bleibt. Das kann ich einfach vor meinem Gewissen nicht verantworten. Sie, Sir James, haben mit mir über die Klinik gesprochen und trotzdem nicht viel gesagt. Wahrscheinlich dürfen Sie es nicht. Ich aber werde es nicht so einfach

hinnehmen. Sie kennen mich, Sir. Es gibt eine gewisse Grenze, wird die überschritten, ist mir so gut wie alles egal. Ich bin jetzt schon davon überzeugt, daß ich Julie hinter den verdammten Mauern der Klinik wegholen muß.«

Es war eine ziemlich lange Rede, die ich Sir James gehalten hatte, aber sie hatte sein müssen.

Der Superintendent saß unbeweglich hinter seinem Schreibtisch.

Ich wußte nicht, ob ich den Bogen überspannt hatte, doch mein Chef nickte.

»Ich kann Sie sogar verstehen, John. Auch mir geht es gegen den Strich. Nur kann ich daran nichts ändern. Die Sachlage ist klar. Den Beschluß, das Mädchen dort einzuweisen, habe ich trotz meinem Veto nicht beeinflussen können.«

»Wer hat es denn veranlaßt?«

»Die Verantwortlichen sitzen im Innenministerium.«

»An sie kann ich nicht heran.«

»So ist es.«

»Also muß ich an die Basis.«

»Und wo würden sie Julie Gladstone unterbringen?«

»Das ist eine gute Frage, Sir, auf die ich Ihnen noch keine Antwort geben kann.«

»Vielleicht zu Sarah Goldwyn?«

»Daran habe ich auch gedacht.«

Mein Chef lächelte. »Sie hat Jane Collins bereits Unterschlupf gewährt. Denken Sie daran.«

»Das weiß ich. Sie wird nicht ablehnen, wenn sie erfährt, um was es genau geht.«

Der Superintendent hob die Schultern. »Ich finde, Sie sehen alles zu schwarz. Lassen wir das Mädchen in Ruhe…«

»Ich werde Julie hinbringen!«

Sir James räusperte sich und schaute verlegen auf die Schreibtischplatte. »Das ist leider nicht möglich, John.«

»Weshalb?« In mir keimte bereits ein Verdacht, aber ich wollte den Grund von Sir James wissen.

»Weil sich Julie nicht mehr in London befindet. Verstehen Sie das?«

Mein Nicken fiel sehr bedächtig aus. »Es ist also so, daß man sie bereits abgeholt hat?«

»Ja.«

Ich saugte die Luft durch die Nase ein. »Ja, ich begreife alles«, sagte ich leise. »Das steckt also dahinter.«

»Ich konnte nichts machen. Gewisse Stellen wollten Julie Gladstone so rasch wie möglich unter Kontrolle haben. Es tut mir leid, daß dies hinter Ihrem Rücken passierte, es war einfach nicht die Gelegenheit, um Ihnen Bescheid zu geben.«

»Das muß ich Ihnen ja glauben, Sir.« Meine Stimme hatte dabei einen zynischen Klang bekommen. »Befindet sich das Kind bereits hinter den Mauern?«

»John, bitte. Seien Sie doch nicht so negativ! Hinter den Mauern, das hört sich an, als würde sie in einem Gefängnis stecken.«

»Für mich gibt es da keinen Unterschied. Auch eine Ehe kann für den Partner ein Gefängnis sein.«

»So ist es bei Julie nicht. Ich bin davon überzeugt, daß man bei ihrer Behandlung nach Ausnahmeregeln vorgeht. Sie können uns allen einen Gefallen tun und Julie zunächst für zwei Wochen vergessen. Danach werde ich meinen Einfluß wirksam machen und dafür sorgen, daß sie die Klinik offiziell besuchen und mit Julie reden. Dann wissen die Leute dort auch schon mehr über das Kind. Sie sind schließlich auch daran interessiert, dieses Phänomen Julie gelöst zu bekommen – oder nicht?«

»Natürlich. Nur nicht auf diese verfluchte Art und Weise, Sir.«

»Ach, John, Sie nehmen das alles viel zu tragisch. Ich bin davon überzeugt, daß man Julie in der Klinik kein Haar krümmt. Man wird sie mit Samthandschuhen anfassen…«

»Sie ist ein Versuchskaninchen.«

»So sehen Sie es.«

»Und ich habe recht damit. Sir, Sie werden mich nicht daran hindern können, der Klinik einen Besuch abzustatten. Ich werde sie mir genau anschauen, und ich sage Ihnen jetzt, daß dies völlig privat ist. Ich kann die Urlaubstage nicht zählen, die mir noch zustehen, aber ich werde Urlaub nehmen. Wenn ich die Klinik besuche, dann als Privatmann. Daß man Julie weggeschafft hat, daran konnte ich nichts ändern. Nur habe ich diesen bösen Streich nicht vergessen. Ich muß mich einfach um das Mädchen kümmern. Wehe, es wird ihm ein Haar gekrümmt.«

Sir James lächelte freudlos. »John, ich kenne Sie.« Er stand auf.

»Ich weiß um Ihren Dickkopf. Ich weiß ferner, daß ich Sie an Ihrem Vorhaben nicht werde hindern können. Ich gebe dabei nur zu bedenken, daß Sie höllisch achtgeben.«

»Keine Sorge, das werde ich schon.«

»Und noch eins. Lassen Sie mich aus dem Spiel. Von mir haben Sie keine Informationen!«

»Das versteht sich.« Ich schnippte mit den Fingern. »Eine Frage habe ich noch. Fühlen Sie sich denn wohl in Ihrer Haut, Sir?«

»Sie wollen eine ehrliche Antwort, John?«

»Bitte.«

Sir James atmete tief ein. »Nein, auch ich fühle mich nicht wohl in meiner Haut, das ist meine Antwort.«

»Ich danke Ihnen, Sir!«

Er nickte mir zu, als ich das Büro verließ. Ich war innerlich aufgewühlt und fühlte mich reingelegt. Voller Zorn ballte ich die Hände, als ich das Vorzimmer betrat, in dem Glenda Perkins wartete, obwohl sie schon Feierabend hatte. Sie merkte mir an, wie sehr ich unter Dampf stand.

»War der Ärger sehr groß, John?«

»Ja, noch größer.«

»Kannst du darüber reden?«

Ich setzte mich auf die Kante des Schreibtisches. »Es ist so eine Sache. Man hat mich hintergangen.«

»Wegen Julie?«

»Richtig. Sie ist bereits abgeholt worden. Man hat sie weggeschafft.«

»Wohin?«

»Sie wird die nächste Zeit in einer Klinik verbringen. Dort will man sie untersuchen oder testen. Man will ihren außergewöhnlichen Fähigkeiten auf die Spur kommen.«

»Ein Kind als Versuchskaninchen?«

»Leider.«

Glenda schüttelte den Kopf und starrte gegen die Fensterscheibe.

»Meine Güte, John, in welch einer Zeit leben wir eigentlich?«

»In keiner besonders guten. Ich kenne Julie zwar nicht in- und auswendig, aber ich weiß, daß sie irgendwann, wenn ein bestimmter Punkt bei ihr erreicht ist, durchdreht. Sie bringt es fertig und holt alles aus ihrem Körper hervor, begreifst du das? Sie dreht dann einfach durch. Sie kann möglicherweise diese Klinik in eine Hölle verwandeln. Es ist für mich einfach schlimm. Das Kind braucht einen gewissen Schutz, auch vor sich selbst.«

»Ja, finde ich auch.«

»Und deshalb muß ich hin.«

Glenda verstand mich gut. »Wann willst du fahren? Hast du schon einen Termin?«

»Am frühen Morgen.«

»Und was sagt Sir James?«

»Ich fahre als Privatmann, denn ab jetzt bin ich nicht mehr im Dienst. Ich habe Urlaub.«

»Sieh mal an. Was ist mit Suko?«

»Ihn nehme ich nicht mit. Es geht auch nicht, weil ich keinen offiziellen Auftrag bekommen habe. Dieses Sanatorium wird Liebesnest genannt und ist geheim. Nur wenige wissen, was hinter seinen Mauern abläuft. Wenn so etwas schon eine Tatsache ist, werde ich mehr als mißtrauisch. Da laufen wahrscheinlich Dinge ab, die mir gar nicht gefallen.«

»Ich drücke dir die Daumen, John.«

»Danke.« Ich schaute auf die Uhr. »Hast du heute abend etwas vor,

Glenda?«
»Nein.«
»Dann könnten wir irgendwo was essen.«
»Gern.« Sie kam zu mir und strich über meine Wange. »Es gibt Abende, da kann man nicht allein sein und muß einfach reden. Oder irre ich mich da?«
»Du irrst dich nicht, Glenda.«
»Wußte ich doch…«

***

Orrie Wayne war frei, und er jubelte innerlich, als er die dicken Mauern hinter sich gelassen hatte.

Der Wald kam ihm vor wie eine Insel, auf der er die wiedergewonnene Freiheit genießen konnte. Er atmete tief ein schaute zum Himmel und sah den Vollmond.

Orrie war es egal, welche Form der Mond besaß, wichtig für ihn war sein Anblick.

Er strich mit der linken Hand durch das dunkle struppige Haar.

In der anderen hielt er die Axt. Seine Finger umklammerten den Griff so hart, als wollten sie ihn nie mehr loslassen.

Er schaute zurück. Die alten Schloßmauern glänzten, als wären sie mit dunkler Farbe angestrichen worden. Es lag am Mondlicht, das auch die Fensterscheiben traf und sie aussehen ließ, als wären es viereckige Augen, die alles beobachten wollten.

Orrie fühlte sich nicht beobachtet.

Zum erstenmal seit Jahren spürte er das Gefühl von Freiheit. Der Drang, endlich rauszukommen war verschwunden. Jetzt hatte er genau, was er wollte. Schon damals, als sie ihn einkerkerten, hatte er gewußt, daß er irgendwann einmal rauskommen würde.

Jetzt besaß er die Axt!

Orrie öffnete den Mund und lachte kichernd. Es war herrlich, sich wieder auf die Waffe verlassen zu können. Diese Axt war etwas ganz Besonderes. Sie gab ihm Kraft und Stärke. Sie schaffte es, Hindernisse aus dem Weg zu räumen, sie bahnten ihm den Pfad in die Freiheit. Keine Mauern sollten ihn mehr halten. Das alte Schloß war verflucht. Es sollte auf dem Berg verrotten. Er würde schon ein anderes Versteck finden. In der Nähe wuchsen die tiefen Wälder. Sie bildeten gewaltige Wellen auf den Kuppen der Berge. Es gab nicht viele Straßen, das wußte er. Kaum jemand verirrte sich in diese Einsamkeit. Im Winter schon gar nicht. Im Sommer sah es anders aus, da waren einige der sich in der Nähe befindlichen Campingplätze belegt, doch im Winter zeigten sie sich menschenleer. Da standen dann nur die Wohnmobile der Städter. Für ihn bildeten sie einen idealen Unterschlupf.

Er wollte nicht mehr länger in der Nähe des Schlosses bleiben.

Wenn er sich das Gemäuer anschaute, spürte er Haß. Ja, er haßte diese Steine. Man hatte ihn eingesperrt, weil er Menschen auf dem Gewissen hatte. Derjenige, der ihn einsperrte, mußte noch leben. Er war ein besonderer Mensch. Niemand sollte wissen, daß Orrie existierte, aber er würde sich schon zeigen und es den anderen geben.

Vom Tal her führte zum Schloß hin ein schmaler Pfad, der sich durch den dichten Wald schlängelte. Er lief so versteckt, daß er bei Dunkelheit kaum zu erkennen war. Im Laufe der Zeit war er so gut wie zugewachsen.

Orrie kannte ihn. Er wußte, welchen Weg er zu nehmen hatte.

Unterwegs »übte« er mit seiner Axt. Manchmal schlug er mit links, dann wieder mit rechts. Er hieb Zweige und Äste ab, die von zwei Seiten auf den Weg ragten.

Orrie lächelte still. Ha, es war ein gutes Gefühl, die Waffe zu besitzen. Jahrelang hatte man sie ihm unterschlagen, nun war sie zu ihm zurückgekehrt.

Orries Füße hinterließen auf dem Boden dumpfe Laute. Der Boden war weich. Die Feuchtigkeit war nicht verdunstet. Hin und wieder glänzten Pfützen oder aus der Erde wachsende Wurzeln.

Das Schloß lag weit hinter ihm. Er hatte es auch gedanklich gestrichen, sein Sinnen und Trachten war auf die Zukunft ausgerichtet.

Irgendwann verließ er den schmalen Pfad und erreichte einen Weg, der auch mit dem Wagen zu befahren war. Sogar ein Schild entdeckte er. Als er sich die Buchstaben anschaute, verschwammen sie vor seinen Augen.

Orrie zwang sich zur Ruhe. Erst als sich sein Atem normalisiert hatte, konnte er die Schrift lesen.

Campground in the Wood, stand dort.

Ihn hatte er gesucht. Dort standen die Wagen. Zwar verschlossen, aber darüber konnte er nur lachen.

Orrie lief weiter.

Zwei Meilen mußte er noch gehen. Der weitere Weg führte ihn durch den dichten Wald. Eine schweigende Welt, die dennoch lebte, denn irgendwo raschelte immer etwas.

Manchmal hörte er auch Schreie, und er wußte, daß es Käuzchen oder Eulen waren, die diese Laute ausstießen.

Sie würden hier noch ihre Beute finden, wenn sie nach Mäusen oder Eichhörnchen jagten.

Der Mischwald lockerte sich allmählich auf. Auch der Weg nahm an Breite zu. Es war zu ahnen, daß er bald in irgendeinen Platz münden würde.

Vielleicht auch eine Lichtung, auf der die Wohnwagen der Städter »überwinterten«.

Die plötzlich auftauchende, rotweiß gestrichene Schranke paßte nicht in die Umgebung.

Orrie blieb davor stehen, las das Schild über der Schranke und wußte, daß er sein Ziel erreicht hatte. Vor ihm lag der Campingplatz mit den parkenden Wohnwagen.

Sie standen in Reih und Glied, als hätte jemand auf einem bestimmten Fleck Häuser gebaut. Ein Häuschen aus Holz hinter dem Schlagbaum diente als Kontrollstelle.

Es war jetzt unbesetzt, ebenso wie das große Blockhaus, in dem sich ein kleines Geschäft befand. Im Anbau waren die Duschen und Waschräume.

Orrie tauchte unter der Barriere hinweg und betrat mit locker wirkenden Schritten den Campingplatz. Seine Axt hielt er in der Rechten. Die Waffe pendelte bei jedem Schritt hin und her.

Locker, cool, lässig – so fühlte sich Orrie Wayne in diesem Augenblick. Er hatte wieder ein Ziel erreicht. Daß sein Ausbruch entdeckt werden konnte, darüber machte er sich keine weiteren Gedanken.

Diejenigen Personen, die davon erfuhren, würden sich hüten, es weiterzuerzählen. Sie wollten sich nicht selbst irgendwelchen Pressionen aussetzen.

Weiterhin lässig lief er die Reihe der abgestellten Wohnwagen ab.

Orrie hatte die Qual der Wahl. Welchen sollte er sich als Quartier aussuchen?

Einen kleinen, einen mittleren, vielleicht einen großen?

Verschlossen waren sie alle, wie er mit kundigen Griffen feststellte.

Orrie entschied sich schließlich für einen Wagen am Rand des Platzes, wo schon fast wieder der Wald begann und er nur einige Schritte zu ihm hinlaufen mußte.

Natürlich war die Tür verschlossen. Einige Male zerrte er am Griff, dann nahm er die Axt zu Hilfe und setzte sie als Hebel ein. Er lächelte, als er das Brechen hörte. Metall verbog sich, aber es war ein Schlitz entstanden, eine Lücke.

Orrie zielte genau und schlug zu.

Wie von selbst sprang die Tür auf, so daß er den Wagen ohne Schwierigkeiten betreten konnte.

Im Wagen selbst war es fast so kalt wie draußen. Eine zweite Haut legte sich über die erste. Orrie zog die Tür wieder zu. Ins Schloß konnte er sie nicht mehr drücken, deshalb blieb sie offen.

Der Wagen war nicht sehr lang, auch nicht besonders breit und nicht eben hoch. Orrie stieß mit dem Kopf gegen die Decke, wenn er sich normal aufrichtete. Die Leute, denen das Gefährt gehörte, hatten es sehr aufgeräumt verlassen. Allerdings hatte sich im Laufe der Zeit Staub auf die Möbel und Gegenstände gelegt. Diese graue Schicht war

selbst bei Dunkelheit nicht zu übersehen.

Orrie suchte ein Bett. Es befand sich im Heck des Wagens. Die Liege war so lang, daß er sich darauf ausstrecken konnte. Vorhänge bedeckten die Fensterscheibe dicht über dem Bett.

Orrie zog den Stoff etwas zur Seite und peilte nach draußen.

Der Platz lag auch weiterhin in tiefer Dunkelheit und in der absoluten Stille.

Wer hierherkam, war selbst schuld. Besucher bestimmt nicht, höchstens Waldarbeiter oder mal ein Förster.

Orrie setzte sich auf das Bett. Nach einigen Sekunden ließ er sich zurückfallen.

Dabei stöhnte er auf. Es tat gut, auf einer Matratze zu liegen und nicht auf den miesen Decken, wie es in den langen Nächten zuvor geschehen war. Seine Axt hatte er neben das Bett gestellt und hochgekantet. Die Waffe lehnte mit dem Griff am Gestell.

Orrie fühlte sich müde, ausgelaugt, aber auch irgendwie zufrieden. Es war später Abend. Wenn er bis zum Morgen durchschlief, würde er erwachen und sich so frisch wie selten zuvor fühlen.

Die Hände faltete er über dem Bauch. Dann schloß er die Augen, wobei zusätzlich noch ein zufriedenes Lächeln seine Lippen umspielte.

Schlafen, nur tief schlafen. Ausruhen, um am nächsten Tag die Wälder zu durchstreifen. Er mußte sich Nahrung besorgen, und er würde auch etwas bekommen.

Vor der Axt hatten sie alle Furcht. Er kannte niemanden, der nicht vor Angst vergangen wäre, wenn er plötzlich bei einem Menschen überraschend erschien.

Und wehe, sie gehorchten ihm nicht.

Wehe ihnen…

Für ihn war es ein guter Gedanke, mit dem er eigentlich hätte einschlafen können, doch seltsamerweise wollte der Schlaf nicht kommen. Etwas störte ihn.

Orrie kannte den Grund nicht. Er schloß zwar hin und wieder die Augen und sagte sich, daß es endlich klappen mußte, der Wille allein reichte ihm nicht aus.

Da war noch etwas anderes…

Orrie Wayne gehörte zu den sensiblen Menschen. Falls es irgendwelche negativen Strömungen gab, so spürte er diese sehr genau.

Daß er keinen Schlaf finden konnte, schob er auf diese Strömungen zurück, und es rieselte ihm kalt über den Rücken.

Was war das nur?

Er richtete sich auf, zerwühlte sein Haar noch mehr, und sein Blick flackerte.

Er starrte in die Dunkelheit, wobei er sich auf einen bestimmten

Punkt konzentrierte. Dort malte sich zwar nichts ab, aber er wußte, daß die Energie von außen kam.

Gedanken Waren es, fremde Gedanken…

Orrie ballte die Hände zu Fäusten. In seiner Kehle saß plötzlich ein dicker Stein. Genaues wußte er nicht, die Gedanken waren noch zu unruhig, zu fremd. Sie suchten ihn, sie wollten etwas von ihm.

Da mußte es jemand geben, der genau auf seiner Wellenlänge lag.

Aber wer?

Noch immer blickte er nach vorn, als würde sich dort alles konzentrieren. Etwas schwebte in der Dunkelheit. Wie bei einem Film war es zu erkennen, noch sehr blaß, aber durchaus zu sehen.

Ein Gesicht…

Orrie atmete schneller. Der Schweiß bedeckte jetzt auch den Rücken. Sein Mund zuckte, die Hände bewegten sich, und er flüsterte: »Wer um alles in der Welt bist du?«

Der schmale Mund verkündete keine Antwort, aber die Augen starrten ihn an. Sie waren deutlich hervorgetreten. In ihrem Blick lag eine Aufforderung an Orrie, nicht mehr länger auf der Liege zu bleiben.

›Komm mich suchen‹ Orrie hatte kein Wort gehört, allein die Gedankenkraft reichte aus, ihn zu überzeugen.

Ja, er würde sie suchen. Er wollte nicht länger bleiben und dorthin gehen, wo er das Gesicht finden konnte.

Noch einmal schaute er hin.

Die fremden Ströme konzentrierten sich in seinem Kopf. Sie brachten ihm eine Botschaft, einen Namen.

»Ich bin Julie…«

»Julie?« fragte er rauh.

»Du wirst mich finden, Orrie. Du wirst mich finden, so wie ich dich gefunden habe. Ich spürte dich. Ich wußte, daß du deine Waffe suchtest. Ich wußte es…«

Orrie sah nichts mehr. Von einem Augenblick zum anderen war das Gesicht verschwunden. Die fremden Gedanken in seinem Kopf existierten ebenfalls nicht mehr.

Er war wieder er selbst!

Orrie räusperte sich. Das Gefühl der Mattheit oder der Müdigkeit war verschwunden. Er hatte jetzt eine Aufgabe bekommen, die er unbedingt durchführen mußte.

Ein Ziel lag vor ihm!

Orrie schwang die Beine zur Seite und stellte die Füße neben dem Bett auf den Boden.

Genau jetzt passierte es.

Es war wie vor einiger Zeit, als er noch in der Zelle gehockt hatte.

Die Axt bekam plötzlich einen strahlenden Glanz, als wäre ihr Metall

von einer fremden Kraft erfüllt.
Er hob sie an, schaute auf die Klinge – und erschrak heftig. Auf einer Seite sah er das Gesicht des Mädchens, das ihn gerufen hatte.
Es lächelte ihm zu.
Tief atmete Orrie durch. »Ja«, sagte er, »ich komme. Ich bin wieder unterwegs…«
So rasch wie möglich verließ er den Wohnwagen. Orrie wollte keine Sekunde mehr vergeuden und die andere warten lassen.
Wenig später hatte ihn die Dunkelheit des späten Abends verschluckt…

***

Sie waren von London aus ziemlich spät aufgebrochen und deshalb nicht in einer Tour durchgefahren. Zwischen Norwich und ihrem Ziel waren sie von der Straße abgebogen und zu einem kleinen, versteckt liegenden Hotel gefahren, wo sie die Nacht verbringen wollten.
Man hatte sie freundlich empfangen, die Begleiterinnen des blonden Mädchens waren hier sehr bekannt.
Für eine Nacht waren die Zimmer bestellt.
Sie hatten noch etwas gegessen und waren nach oben gegangen.
Julies Zimmer lag genau neben dem der Frau. Beide Räume waren mit einer Verbindungstür versehen, so hatte Julies Begleiterin stets die Kontrolle über ihren Schützling.
Unterwegs hatten die beiden Erwachsenen dem Mädchen noch einige Kleidungsstücke gekauft, die in einem Koffer steckten. Auch ein warmer Schlafanzug befand sich darunter, den aber hatte Julie nicht angezogen. Überhaupt hatte sie sich die Fahrt über kaum gerührt, so gut wie nicht gesprochen und war auch schweigend auf ihr Zimmer gegangen, wo sie auf dem einfachen Bett lag.
Der Raum war nicht sehr groß. Julie konnte vom Bett aus gegen das quadratische Fenster schauen, sah den Himmel hinter der Scheibe als eine graue Fläche, über die hin und wieder dünne Wolkenschleier trieben. Bis auf das Singen der Heizung war es ruhig im Raum. Hin und wieder vernahm sie von unten Stimmen, auch die ihres männlichen Begleiters, der sich Cyril Connors nannte.
Sie mochte den Mann nicht, auch nicht die blonde Frau, die ihn begleitete.
Sie hieß Gilda French und hatte sich stets bemüht, freundlich zu Julie zu sein.
Das alles akzeptierte sie. Julie hatte auch nichts gegen die Frau persönlich, aber sie spürte als sehr sensibles Wesen, daß diese Freundlichkeit nicht echt war. Die beiden Menschen wollten etwas anderes von ihr, das stand fest.
Julie sollte von ihnen benutzt werden. Zwar hatten sie ihr das nicht

deutlich gesagt, aber das Mädchen las ihre Gedanken wie in einem aufgeschlagenen Buch die Wörter.

Sie hatte sich nicht dagegen gewehrt. Sie wollte sich vorläufig nicht wehren, denn sie mußte zunächst ihre große Enttäuschung überwinden. Sie hatte ihr Vertrauen in einen Mann gesetzt und auf ihn gebaut. Dieser Mann, John Sinclair mit Namen, hatte sie zusammen mit seinem Freund aus den Klauen von Gangstern oder Entführern befreit, und er hatte auch versprochen, sich um sie zu kümmern.

Das war nicht geschehen.

Statt dessen waren dieser Cyril Conners und diese Gilda French gekommen und hatten Julie kurzerhand mitgenommen. Es war auch eine Entführung gewesen, wenn auch keine gewaltsame. Mit Versprechungen hatten sie Julie gelockt. Dabei war des öfteren der Name John Sinclair gefallen, der auf sie warten sollte.

Julie hatte ihnen geglaubt und war mitgefahren. Je mehr Zeit verstrich, um so stärker hatte ihr Glaube abgenommen. Seit einigen Stunden war sie sicher, in eine Falle geführt zu werden, und das mit dem Wissen ihres Freundes John Sinclair.

Dies hatte Julie hart getroffen. Sie konnte keine Tränen weinen, ihr Inneres steckte jedoch voller Trauer. Irgendwann hatte sich ihre Seele verhärtet, und sie besann sich wieder auf ihre eigentlichen Kräfte, die nur wenige Personen auf der Welt besaßen.

Julie ließ ihnen freie Bahn. Ihre Gedanken gingen dabei auf Wanderschaft.

Julie suchte etwas, und sie fand auch einen Punkt. In ihren Gedanken entstand ein Bild.

Es war ein düsteres Schloß auf einer Anhöhe. Alte Mauern, unbewohnt eigentlich, aber es existierte dort ein tiefer Keller mit alten Verliesen.

In einem von ihnen lebte ein Mensch.

Sie wußte seinen Namen nicht, aber sie spürte, wie dieser Mensch litt und sich danach sehnte, endlich wieder in die Freiheit zu gelangen. Dafür wollte sie sorgen.

Julie sah in diesem Menschen einen Verbündeten. Auch ihn hatte man eingesperrt. Die Gründe interessierten sie nicht. Bei einer stärkeren Konzentration auf diese unbekannte Person bekam sie heraus, daß man ihm etwas genommen hatte.

Es war eine Axt!

Julie fand diese Axt in einem alten Schrank, und Julie schaffte es, die Axt zu bewegen und sie dank ihrer Telekräfte in die Nähe des unbekannten Mannes zu bringen. Der freute sich darüber, weil er sich damit befreien konnte.

Julie suchte einen Helfer. Jetzt allerdings nicht mehr. Sie wußte, daß sie ihn gefunden hatte. Er würde zu ihr kommen, denn sie hatte einen

zweiten Kontakt mit ihm aufgenommen und ihr Gesicht wie ein Hologramm in seine Nähe produziert.

Nun wußte er, wie sie aussah. Julie war sicher, daß sie sich noch in der Nacht treffen würden.

Die geistige Anstrengung hatte sie stark belastet. Julie fühlte sich erschöpft und war froh, im Bett liegen und sich ausruhen zu können. Sie wollte auch keinen ihrer Begleiter sehen, nur mit sich allein sein, denn sie freute sich auf die kommende Nacht, die ihr die Freiheit bringen sollte.

Es trafen auch noch Gäste ein. Julie hörte, wie ein Wagen auf den Platz hinter dem Haus fuhr, jemand ausstieg und Türen zugeworfen wurden. Danach trat wieder Ruhe ein.

Minuten verstrichen. Die Erschöpfung ließ bei Julie nach. Sie dachte wieder normal und erinnerte sich an die nahe Vergangenheit.

Abermals war es ein Name, der sie einfach nicht losließ.

John Sinclair!

Sie hatte ihm so vertraut, und er hatte sie so stark enttäuscht. Das war einfach furchtbar für sie. Sie konnte es nicht fassen, nicht begreifen, hier lief so viel falsch, und noch nie im Leben hatte sie ein Mensch derart enttäuscht wie John Sinclair.

Ihre Gedanken wurden unterbrochen, als jemand gegen ihre Zimmertür klopfte.

Julie meldete sich nicht. Sie wußte, daß Gilda French vor der Tür stand. Sie hatte versprochen, noch einmal vorbeizuschauen. Ohne daß Julie sie hereingebeten hätte, öffnete sie die Tür. Vom Gang her fiel Licht über die Schwelle. Die Gestalt der Frau stand dort wie ein gemalter Schattenriß.

»Darf ich zu dir kommen?«

»Sie sind ja schon da.«

Gilda French lachte und schloß die Tür. Sie machte Licht. Nicht die Lampe an der mit Holz getäfelten Decke wurde hell, sondern die direkt über dem Bett.

Gilda trug ein Tablett, auf dem ein Glas mit Orangensaft stand.

»Ich habe dir etwas zu trinken gebracht, Julie.«

»Ich möchte nichts.«

Gilda French ging nicht darauf ein. Sie stellte das Tablett auf den kleinen Nachttisch, holte sich einen Stuhl und nahm neben dem Bett Platz. Sie schaute Julie ins Gesicht. »Du bist ja noch nicht ausgezogen, Kleines.«

»Das will ich auch nicht.«

»Gefällt dir der Schlafanzug nicht?«

»So ist es.«

»Weshalb bist du so verstockt, Julie? Wir meinen es wirklich nur gut mit dir.«

Das Mädchen schaute seine Besucherin an. Sie blickte in ein schmales Frauengesicht mit etwas vorstehenden Wangenknochen.

Das Gesicht war fast so blaß wie die Haare, die ausgebleicht wirkten, halblang geschnitten waren und glatt den Kopf umrahmten.

Gilda French besaß blaue Augen, einen kleinen Mund und eine schmale Nase. Ein Gesicht nicht ohne Reiz, aber irgendwie glatt, wie gebügelt. Bei ihr wirkte es nicht echt.

Sie trug ein dunkelgrünes Wollkostüm und eine hochgeschlossene, schlichte, weiße Bluse darunter. Die Kleidung paßte zu ihr, sie unterstrich ihre Strenge.

»Wie geht es dir, Julie?«

»Ich wollte schlafen.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Danach siehst du mir gar nicht aus. Du wirkst eher sehr wach, als hättest du über etwas nachgedacht.«

»Vielleicht.«

»Und worüber?«

»Ich möchte gern wissen, wohin ich gebracht werde.«

»Zu Freunden, die es gut mit dir meinen, Julie.«

Das Mädchen glaubte Gilda French nicht. »Was haben diese Leute mit mir vor?«

»Sie werden dich untersuchen, aber nicht so, wie du es dir vorgestellt hast«, sagte Mrs. French schnell. »Das ist kein Krankenhaus, in das wir dich bringen.«

»Ein Gefängnis?«

»Auch nicht.« Gilda French wollte Julie streicheln. Sie drehte den Kopf hastig zur Seite, so daß die Handfläche der Frau nur den Stoff des Kopfkissens berührte. Mrs. French lächelte knapp und legte ihre Stirn in Falten, ansonsten ließ sie sich nichts anmerken. Normal sprach sie weiter. »Du bekommst ein schönes Zimmer. Es liegt in einem Haus, das mitten in einem Garten steht. Du wirst dich daran gewöhnen.«

»Kann ich auch Besuch bekommen?«

»Später bestimmt.«

»Wann ist später?«

»Das müssen wir mal sehen. Hast du denn Verwandte oder Freunde?«

Julie lächelte. »Vielleicht kommt John. Sie kennen ihn, Mrs. French?«

»Nun ja, ich kenne einige Männer, die mit Vornamen John heißen. Wen meinst du denn?«

»John Sinclair!«

Gilda French drückte ihren Oberkörper etwas zurück. »Ach so – ja, den Polizisten.«

»Richtig.«

»Da weiß ich leider nicht, ob er die Zeit findet, um zu dir zu kommen, Julie. Er ist immer sehr beschäftigt, verstehst du?«

»Ja, ich weiß, aber er hat gesagt, daß er mein Freund sei. Obwohl ich es nicht mehr glaube.« Die letzten Worte waren ihr schwergefallen, das war auch Gilda French nicht entgangen.

»Mag er dich nicht mehr?«

»Ich weiß es nicht genau. Ich denke daran, daß er es nie zugelassen hätte, daß dieser Mann und Sie mich entführen.«

Mrs. French tat erstaunt. »Entführen? Das ist doch unmöglich.«

»Nein, es ist nicht unmöglich. Ich wollte nicht. Sie haben mich gegen meinen Willen mitgenommen. Ich wäre gern in London geblieben. John Sinclair hätte schon etwas für mich gefunden.«

»Das glaube ich nicht.«

»Doch!«

Gilda fing an zu lachen. »Du bist gut, Kind. Schließlich war dein Freund John Sinclair damit einverstanden, daß wir dich mitnehmen. Er weiß genau, welche Dienste du uns erweisen kannst.«

»Dienste!« schrie Julie. »Ich kenne das Wort nicht. Ich will auch niemandem einen Dienst erweisen.« Sie setzte sich so hastig auf, daß die Frau erschrak. »Wem soll ich einen Dienst erweisen? Wem?« Julie hatte den Kopf gedreht und starrte Gilda an.

»Deinem Land, zum Beispiel!«

»Wieso?«

»Das kannst du jetzt noch nicht verstehen, Kind!«

Julie nickte. »Vielleicht haben Sie recht. Aber ich glaube Ihnen nicht, daß John Sinclair damit einverstanden war, daß Sie mich entführten. Nein, das kann ich Ihnen nicht glauben. Sie belügen mich, das ist es. Ja, Sie lügen!«

Gilda French schüttelte den Kopf. »Welchen Grund sollte ich gehabt haben, dich zu belügen?«

»Ich habe keine Ahnung, Mrs. French. Ich spürte nur, daß Sie mich belogen haben.«

Gilda French wußte, daß sie so nicht weiterkam. Das Mädchen war zu verstockt. Es hatte keinen Sinn, noch länger mit Julie reden zu wollen. Deshalb stand sie auf.

»Versuche zu schlafen, Julie. Wir werden morgen sehr früh aufstehen und weiterfahren.«

»Wohin genau?«

»Das wirst du schon sehen!«

Julie ballte ihre rechte Hand zur Faust. »In das Gefängnis, nicht wahr?«

»Nein!« Heftig drehte sich Gilda French um und lief mit eiligen Schritten zur Tür. Das Kind war ihr plötzlich unheimlich geworden.

Sie hatte noch einen Blick in Julies Augen werfen können, die sich

verändert hatten. Die Pupillen waren nicht mehr so wie sonst. Sie hatten einen völligen anderen Glanz bekommen.

Mrs. French war nicht völlig eingeweiht worden. Sie besaß mehr die Funktion einer Krankenschwester, wenn auch in gehobener Position. Aber sie war darüber informiert, daß Julie Gladstone anders reagierte als die normalen Kinder. In ihr steckten Parakräfte, durch dessen Hilfe sie in den Kreislauf der Natur eingreifen konnte.

Erst auf dem Gang kam sie wieder zu sich und atmete heftig. Sie machte sich auch Vorwürfe, nicht auf die Fragen des Kindes genauer eingegangen zu sein. Vielleicht hätte sie sanfter reagieren sollen, besonders bei der Frage nach John Sinclair. Da hatte sie gelogen. In gewisser Weise war Julie auch entführt worden. Leute, die in höheren Positionen saßen, hatten dafür gesorgt.

Sie wollte wieder nach unten gehen, wo Cyril Conners wartete.

Auf der Treppe kam er ihr entgegen.

»Alles in Ordnung, Gilda?«

»Ja.«

Cyril Conners war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Er trug eine braune Hose und eine beige Jacke. Der dünne Rollkragenpullover besaß ebenfalls eine beige Farbe.

Die Brille besaß ein schwarzes Gestell. Hinter den Gläsern funkelten hellwache Augen die nun einen mißtrauischen Ausdruck bekommen hatten. »Tut mir leid, so ganz kann ich dir nicht glauben.«

»Wieso nicht?«

»Ich sehe es deinem Gesicht an.«

»Na ja, du hast recht.« Gilda French hob die Schultern. »Es gab gewisse Schwierigkeiten, aber nichts, das uns hätte beunruhigen können. Verstehst du?«

»Welche Schwierigkeiten?«

»Sie will nicht schlafen.«

»Das ist normal.«

»Dann hat sie auch Fragen gestellt, wo wir sie hinbringen werden und so weiter.«

»Was hast du ihr gesagt?«

»Nichts weiter. Ich habe sie in gewisser Hinsicht im Unklaren gelassen. War das in deinem Sinne?«

»Ja, so ungefähr.« Er legte eine Hand auf das Geländer. »Ich bin nur froh, wenn wir morgen ankommen.«

»Wir hätten durchfahren sollen.«

»Nein. Die Ankunft bei Dunkelheit hätte das Kind nur noch störrischer gemacht. Es ist etwas anderes, ob ich ein Ziel bei Tageslicht oder in der Finsternis sehe, rein psychologisch betrachtet.«

»Du mußt es ja wissen.«

»Sicher.« Er räusperte sich. »Willst du noch mit nach unten kommen

oder schon ins Zimmer gehen.«
»Ich gehe in mein Zimmer.«
»Okay, ich trinke noch ein Glas. Schaust du hin und wieder nach dem Mädchen?«
»Das versteht sich.«
»Dann gute Nacht.«
Gilda French wartete, bis Conners verschwunden war und betrat ihr Zimmer.
Sie traute sich nicht, die Zwischentür zu öffnen und nach Julie Gladstone zu schauen. Bestimmt hatte das Kind noch keinen Schlaf gefunden, und Gilda wollte es nicht unnötig mißtrauisch machen.
So setzte sie sich auf einen Stuhl mit Polster und zündete sich eine Zigarette an. Sie blickte dem Rauch nach und dachte daran, daß ihr dieser Job überhaupt nicht gefiel.
Nebenan lag Julie noch immer unbeweglich auf dem Bett. Sie war fast sicher, in dieser Nacht keinen Schlaf mehr finden zu können. So lag sie mit offenen Augen im Bett und starrte gegen die Decke, während ihre Gedanken wieder auf Wanderschaft gingen.
Daß sich im Nebenzimmer jemand aufhielt, hatte sie gespürt. Es störte sie nicht. Vor dieser Gilda hatte sie keine Angst. Julie fürchtete sich nur davor, eingesperrt zu werden. So eingesperrt wie die Person, mit der sie Kontakt aufgenommen hatte.
Es war ein Mann, er war befreit worden, und er befand sich auf dem Weg zu ihr.
Er konnte einfach nicht anders. Sie hatte ihm auf magische Weise ihr Bild gezeigt. Jetzt würde er kommen, um sie persönlich kennenzulernen. Gemeinsam würden sie fliehen und sich im Wald verstecken. Und eines Tages würde sie nach London zurückkehren und John Sinclair zur Rede stellen. Es war Julie unbegreiflich, wie er sie so hatte verraten können.
Das Bett kam ihr plötzlich zu klein vor. Sie brauchte Bewegung, stand auf und ging zum Fenster. Es war geschlossen, die Heizung lief, dementsprechend verteilte sich auch die Wärme in dem Zimmer. Es war dem Mädchen schon zu warm.
Julie öffnete das Fenster.
Die kühle Winterluft fand Einlaß und wehte gegen ihr Gesicht. Sie schaute auf den kleinen Hof des Hotels. Das Grundstück endete an einer Mauer, vor der die Wagen der Gäste standen. Auch das Fahrzeug, mit dem man Julie entführt hatte, befand sich dabei.
Jenseits der Mauer begann das freie Gelände. Dicht bewachsen, wo der Wald wie ein großer Bogen auf einem Hügel in die Höhe wuchs und dabei ein buckelartiges Aussehen angenommen hatte.
Die Straße führte um den Wald herum. Sie war von dieser Seite des Hauses nicht zu erkennen.

Die schmale Gestalt des Mädchens zeichnete sich innerhalb des Fenstervierecks ab. Julie wirkte darin wie gemalt, ein dunkler Umriß mit einem Gesicht, in dem es zwei helle Kreise gab.
Die Pupillen!
Julie stand wieder unter einer anderen Macht. Sie fühlte, sie tastete, sie ließ ihre Gedanken fliegen.
Dann lachte sie leise.
Ja, er hatte es geschafft. Der Mann mit der Axt befand sich auf dem richtigen Weg.
Bald würde er bei ihr sein…

***

Orrie Wayne ließ sich durch nichts aufhalten. Er hatte den normalen Weg hinter sich gebracht und stand nun an der Einmündung zur normalen Landstraße.
Sie trug die Bezeichnung 1067 und führte auf Fackenham zu. Es war eine relativ schmale Fahrbahn mit nur wenigen Kurven. Einmal durchquerte sie noch einen kleinen Ort mit dem Namen Guist, doch so weit wollte Orrie Wayne nicht gehen, das Dorf lag noch knapp sechs Meilen entfernt.
Noch hatte er die Straße nicht betreten. Er stand neben ihr im Graben und wußte nicht, in welche Richtung er sich wenden sollte.
Die Unsicherheit ließ ihn Schwitzen. Gleichzeitig dachte er an das Gesicht, das er gesehen hatte.
Dieses Mädchen war sein Ziel. Es würde irgendwo zwischen den dunklen Wäldern auf ihn warten. Liebend gern hätte er es gerufen, aber er kannte nicht einmal den Namen.
So starrte er in die Finsternis, bewegte den Kopf und versuchte, etwas zu erfahren.
Gedanken vielleicht?
Plötzlich schrak er zusammen. Etwas hatte ihn getroffen. Und es waren Gedankenströme.
Das Mädchen rief ihn!
Rufe oder Befehle auf geistiger Ebene, nur für ihn allein verständlich. In seinem Gehirn formierten sie sich. Er selbst zitterte, weil er keine Antwort geben konnte, aber er wußte jetzt, wohin er sich zu wenden hatte.
Nach links.
Mit einem entschlossenen Schritt verließ er seinen Platz im Straßengraben und betrat den Asphalt. In dieser Gegend gab es keine Laterne. Tagsüber herrschte nur wenig Verkehr, und in der Nacht flaute dieser noch stärker ab.
Seine Schritte blieben gleich. Er ging nicht langsam, er rannte auch nicht. Bei jedem Auftreffen der Sohlen auf den Asphalt vernahm er ein

dumpfes und gleichzeitig hartes Geräusch. Es begleitete ihn wie die Melodie eines Metronoms.

Seine Bewegungen blieben gleichmäßig. Die schwere Axt trug er in der rechten Hand. Sein Arm schwang im Rhythmus der Schritte hin und her, und die Klinge pendelte dicht über dem Boden.

Zwar blieb der Wald, nur wechselte die Beschaffenheit des Untergrunds. Hin und wieder wuchsen die hohen Bäume wie gotische Säulen gegen den Himmel. Sie standen auf feuchtem Untergrund, von dem aus dünne Nebelschleier gegen den Straßengraben wehten, darüber hinwegkrochen und die Fahrbahn bedeckten.

Manchmal reichten sie dem einsamen Wanderer auch bis über die Hüften. Dann wirkte der Mann mit der Axt wie ein Gespenst.

Ruhe umgab ihn. Allein das Mondlicht beschien diese stille Welt.

Wenn sich der Erdtrabant hinter den Wolken verkroch, fiel die Dunkelheit noch stärker über Wälder und Berge.

Wieder lag eine Nebelbank vor Orrie. Er tauchte hinein, sie wurde dichter, doch er sah auch die Lichter.

Es waren zwei veschwommene Flecken, die sich mitten auf der Straße bewegten.

Da kam ein Fahrzeug!

Ausgerechnet jetzt mußte ihm jemand entgegenkommen. Nur dachte Orrie nicht daran, die Straße zu räumen. Er schritt weiter und auf den entgegenkommenden Wagen zu.

Jetzt aber hatte er den rechten Arm angehoben und damit auch die Axt…

***

Eine schmale Hand bewegte sich über den Tisch mit der hellblauen Decke, vorbei an der Kerze. Sie faßte nach meinen Fingern. Ich schrak zusammen, weil sich meine Gedanken mit anderen Dingen beschäftigt hatten. Nun schaute ich hoch.

Hinter der Kerzenflamme wirkte Glendas Gesicht völlig verändert. Noch weicher als sonst. Es wirkte wie verzaubert.

Ich lächelte.

»Es war nicht echt«, sagte Glenda.

»Was war nicht echt?«

»Dein Lächeln, John.«

Ich lächelte noch einmal und hob die Schultern. »Und wieso war es nicht echt?«

»Weil du mit deinen Gedanken ganz woanders bist.«

Ich stöhnte auf, wollte widersprechen, konnte es aber nicht, denn Glenda hatte recht.

»Ja«, erwiderte ich. »Es stimmt. Ich bin mit meinen Gedanken ganz woanders. Schlimm?«

»Kommt darauf an, an wen du denkst.«
»An eine weibliche Person.«
»Julie?«
»Natürlich.«
»Du machst dir Vorwürfe, nicht wahr?«
Ich lehnte mich zurück, holte eine Zigarette aus der Packung und zündete das Stäbchen an. Auf dem Tisch stand noch der leere Nachtischteller. Wir hatten nur eine Kleinigkeit zu uns genommen.
Glenda einen Teller Salat, garniert mit Krabben, ich Chili con carne.
Als Nachtisch gab es Eis.
»Gib es doch zu!«
»Okay, ich mache mir Vorwürfe.«
»Ihretwegen?«
»Natürlich. Ich hätte Julie nicht aus den Augen lassen sollen.« Die Antwort gab ich, als ich die erste Asche abstreifte.
»Hättest du sie denn unter Kontrolle halten können?«
»Die Möglichkeit bestand bestimmt, aber ich habe Sir James zu sehr vertraut.«
Glenda brachte mich mit ihrer Erwiderung auf den Teppich zurück. »John, wir beide kennen Sir James. Ich glaube, daß ihm das plötzliche Verschwinden des Mädchens ebenso gegen den Strich geht wie dir. Er zeigt es nur nicht so. Außerdem kennst du die Eierköpfe, die manchmal über ihm sitzen und vom grünen Tisch aus entscheiden.«
»Meinst du?«
»Ja. Sir James ist ein Mensch und keine Maschine. Noch ein Indiz spricht für ihn. Glaubst du im Ernst, er hätte dir die Adresse gegeben, wenn es ihm egal gewesen wäre?«
Ich dachte darüber nach. »Ja, das kann sein. Er wollte vielleicht, daß ich hinfahre.«
»Sicher!«
Ich schaute Glenda an. Sie trug einen graubeigen Pullover aus feiner Wolle. Um den Hals hing Modeschmuck, der im Schein der Kerze schimmerte. Mit der flachen Hand schlug ich auf den Tisch.
»Und ich werde hinfahren, das sage ich dir.«
»Das wolltest du doch sowieso.«
»Richtig. Und zwar morgen früh.«
»Hat sich daran etwas geändert?«
Ich drückte die Zigarette aus. »Ja, eine Menge sogar. Ich habe mich nämlich entschlossen, jetzt zu fahren. Irgendwie habe ich das Gefühl, es tun zu müssen.«
Glenda schaute mich mit offenem Mund an. »Ist das tatsächlich dein Ernst, John?«
»Mein vollster.«
»Und jetzt?«

»Ich werde zahlen, mich in den Wagen setzen, den Tank vollaufen lassen und losdüsen. Ich nehme den Motorway 11 bis Cambridge und fahre dann in Richtung Norwich. Um diese Zeit sind die Stra ßen ziemlich frei.«

Glenda konnte es noch immer nicht begreifen. »Fühlst du dich denn in Form?«

»Wenn es um Julie geht, immer.« Da der Ober in der Nähe vorbeilief, winkte ich ihm und bat um die Rechnung.

»Sofort, Sir.«

»Ist das was?«

Glenda hob die Schultern. »Ich kann dir natürlich nicht in den Kram hineinreden. Es ist deine Entscheidung, John.«

»Wie hättest du denn gehandelt?«

»Ebenso. – Ich möchte dich bitten, John, nicht allein zu fahren. Nimm mich mit.«

»Was?«

»Ja, ich will mit.«

»Was dann?«

»Ist es nicht unter Umständen besser, wenn sich eine Frau um Julie kümmert?«

»Ja, ja, aber…«

»Die Rechnung, Sir!« unterbrach der Ober meinen Gedankengang.

Ich zahlte und wollte mich wieder an Glenda wenden, als sie sagte:

»Erzähle mir nur nicht, daß es zu gefährlich werden kann. Ich habe in der letzten Zeit einiges hinter mir und lebe noch immer. Mit Dämonen oder anderen finsteren Gestalten werden wir es kaum zu tun bekommen.«

»Da kannst du recht haben.«

»Was hindert dich dann noch?«

Ich lachte auf. »Vielleicht mein Gefühl, es nicht zu tun.«

»Außerdem habe ich ebenfalls noch Urlaub zu bekommen.« Sie stand vor mir auf und ging dorthin, wo wir die Mäntel aufgehängt hatten. Ich kam nicht einmal dazu, ihr in das Kleidungsstück zu helfen.

»Hast du Zahnbürste und frische Wäsche mit?« fragte ich. »Falls wir übernachten müssen.«

»Nein, das können wir aber holen. Soviel Zeit bleibt noch.«

»Wenn du meinst.«

»Sicher.« Sie hängte sich bei mir ein und zog mich in Richtung Ausgang. So energisch habe ich Glenda Perkins nur selten erlebt…

***

Für Kenny Sharp war es einer der großen Tage in seinem neunzehnjährigen Leben gewesen. Er hatte es endlich geschafft, sich ein eigenes Fahrzeug zuzulegen. Zwar nur einen zehn Jahre alten VW

Käfer, aber besser schlecht gefahren als gut gelaufen. Und von einem schlechten Fahren konnte man bei dem Wagen wirklich nicht reden. Der Käfer war ein Auto, das noch lief, wenn andere schon ihren Geist aufgegeben hatten. Den brauchte man nur am Zündschlüssel riechen zu lassen, dann kam der Motor.

Der abgeblätterte Lack störte ihn nicht. Kenny würde die Karosserie noch nachstreichen.

Jedenfalls konnte er den Wagen bei einem Händler in Bawdeswell abholen, und er war auch nicht allein hingefahren. Susan, seine siebzehnjährige Freundin begleitete ihn.

Auch Susan empfand er als Glücksfall. Nie hätte er sich träumen lassen, daß ausgerechnet ein Girl wie sie, mit ihm, den dürren Spargeltarzan, wie sie ihn nannten, gehen würde.

Susan war blond wie die Monroe, auch sehr kurvig, und ihr Markenzeichen war trotzdem nicht der Busen, sondern die Brille mit dem roten Gestell, die ihrem Gesicht einen interessanten Ausdruck gab. Die Umrandungen der Gläser waren in der Form von Schmetterlingsflügeln gearbeitet und waren sehr groß.

Erst gegen Abend waren sie dazu gekommen, den Wagen beim Händler abzuholen, der schon sauer war und seinen Laden abgeschlossen hatte. Im letzten Augenblick trafen die beiden ein.

Der Autohändler, ein dicker, schwitzender Mann im grauen Kittel, ließ seinen Blick über Susan gleiten. Dann grinste er fettig.

»Wurde auch Zeit, daß ihr endlich…«

»Wir wurden aufgehalten«, erklärte Kenny.

»Schon gut. Habt ihr das Geld?«

»Sogar bar.«

»Noch besser. Kommt mit.«

Der VW stand am Rand des Geländes. Susan hatte sich bei Kenny eingehakt. Sie war ebenso aufgeregt wie er. Die rote Winterjacke mit dem Steppfutter stand offen. Beide Hälften wehte der Wind nach hinten. »Ich finde es irre toll, daß wir endlich einen Wagen haben.«

»Ja, die Leute werden schauen.«

Der Händler spielte mit den Schlüsseln. Er war neben dem VW stehengeblieben. »Der Ölwechsel ist noch gemacht worden. Wie gesagt, ich würde die Reifen so schnell wie möglich wechseln. Das Wetter kann sehr schnell umschlagen, dann gibt es Schnee.«

»Ich kenne in Guist einen Händler, der das erledigt.«

»Ist es der alte McGivern?«

»Ja.«

»Bestellt ihm einen schönen Gruß von mir. Hier ist der Schlüssel.«

Er ließ ihn auf Kennys Handfläche fallen. »Und wo ist das Geld?«

»Das habe ich.« Susan holte die Scheine aus der Tasche. »Genau zweihundert Pfund, wie abgemacht.«

»Ja, Lady, ich war sehr preisgünstig.«
»Das wird sich noch herausstellen«, erwiderte Susan. »Mal sehen, wie lange der Wagen hält.«
»Bei guter Pflege noch fünf Jahre.«
»Das sagen Sie!«
»Und ich habe immer recht, junge Lady.«
Kenny kümmerte sich nicht um den Dialog zwischen den beiden.
Er wollte endlich in den Wagen steigen, öffnete die Fahrertür, nahm Platz, schob den Sitz zurück und stellte fest, daß der Händler sogar die Scheibe geputzt hatte.
Die Beifahrertür klemmte etwas, als er sie seiner Freundin öffnete.
»O danke!« rief Susan, tauchte in den Wagen und schloß die Tür.
Der Motor sprang sofort an.
Wie König und Königin fuhren die beiden jungen Leute vom Hof des Gebrauchtwagenhändlers, der ihnen kopfschüttelnd nachschaute und daran dachte, wie er seinen ersten Wagen bekommen hatte. Der war ihm nach einem Monat unter dem Hintern weggerostet.
Kenny und Susan rollten in die Dämmerung. »Willst du jetzt schon zurück?« fragte das Mädchen.
»Eigentlich ja.«
»Wir könnten noch etwas feiern.«
»Wo denn? Hier?«
»Klar. Ich kenne am Ortsende eine Pizzeria. Da schmeckt es besonders gut. Die haben eine Weltmeister-Pizza. Ein Wahnsinn, sage ich dir. Eine doppelte, die wir uns teilen könnten.«
»Machen wir.«
»Ich gebe sie auch aus.«
»Noch besser, dann zahle ich die Getränke.«
»Schade«, sagte Susan und schob ihre Hände unter den Pferdeschwanz, in dem noch eine weiße Schleife schaukelte.
»Was ist schade?«
»Daß die in der Pizzeria keinen Champagner haben, wenn du schon die Getränke zahlst.«
»Eine Cola kribbelt auch im Hals.«
»Das ist wieder typisch Mann.«
»Nee, typisch Lehrling.«
Eine halbe Minute später rollten sie auf den Parkplatz vor der Pizzeria aus. Stolz wie Oskar ging Kenny noch einmal um sein neues Auto herum und schaute nach, ob die beiden Türen auch verschlossen waren. Erst dann gab er sich zufrieden.
In der Pizzeria saßen nur wenige Gäste. Einige Pärchen sowie Kenny und seine Freundin. Sie suchten sich einen Tisch am Fenster aus, von dort konnten sie auch den Wagen sehen.
Kenny bestellte die große Pizza und zwei Colas. Sie war schnell da.

Beide aßen mit großem Appetit. Kenny mußte einfach hin und wieder einen Blick nach draußen auf den VW werfen. Jedesmal leuchteten seine Augen dann voller Stolz.

»Sollen wir sofort nach Hause fahren?« fragte er nach dem letzten Bissen.

»Wolltest du noch woanders hin?«

Kenny lächelte. »Ich meine, wir haben jetzt einen Wagen. Die Heizung funktioniert auch, und da dachte ich mir…«

»Ja, immer in die eine Richtung.«

»War nur ein Vorschlag.«

Susan nahm Kennys Hand. »Der mir aber gut gefällt.«

»Dann los!«

Sie zahlten und liefen Arm in Arm nach draußen. Im Wagen mußten sie sich einfach küssen. Kenny spürte, wie Susan unter seinen streichelnden Händen erschauderte. »Warte noch«, sagte sie zwischen zwei Küssen. »Es dauert ja nicht mehr lange.«

»Das fällt mir schwer.«

Sie drückte ihn weg. »Fahr endlich los, sonst wird es noch später!«

Es war längst Abend geworden, und die Dunkelheit hielt das Land mit ihrem finsteren Tuch umschlossen. Sie verdeckte auch die Berge mit ihren dichten Wäldern, und die Lichter des Ortes blieben auch sehr rasch hinter ihnen zurück, so daß sie die Einsamkeit aufnehmen konnte. Auch der Verkehr schwächte sich ab. Nach zwei Meilen Fahrt hatten die beiden das Gefühl, völlig allein auf der Mutter Erde zu sein, was ihnen keineswegs unangenehm war, denn sie stammten beide aus der Gegend und kannten sich aus.

Sie wußten auch, daß es auf der Strecke nach Giust einige »Nebelabschnitte« gab, besonders im Herbst und im Winter.

Der VW tat brav seine Pflicht. Kenny hatte die vier Gänge durchgeschaltet und keine Fehler gefunden. Nicht einmal der laute Motor störte ihn.

Die Heizung funktionierte auch. Schon erschien das erste Nebelfeld. Sie rollten hindurch, ohne mit dem Tempo runterzugehen!

Zwei Fahrzeuge begegneten ihnen, huschten vorbei.

»Wo willst du eigentlich abbiegen?« fragte Susan und klebte einen Kaugummi in den Ascher.

»Kurz hinter dem Hotel.«

Susan pfiff durch die gespitzten Lippen. »Die Antwort kam aber prompt. Hast du sie dir schon vorher überlegt?«

»Genau.«

Sie stieß ihn an. »Pläne gemacht, wie?«

»Klar doch!«

»Junge, du bist ja ein ganz Raffinierter. Dabei siehst du gar nicht so aus.«

»Wenn schon, denn schon.«

»Na ja, mit mir kann man es ja machen«, stöhnte Susan.

»Wer denn alles?«

»Du…«

»Aha. Und wer noch?«

Susan lachte. »Männer dürfen zwar alles essen, sagt meine Mutter, aber nicht alles wissen.«

»Und daran hältst du dich?«

»Klar doch.«

»Dann werde ich mal mit deiner Mutter reden müssen.«

»Lieber mit meinem Vater.« Susan lachte auf. »Wenn der wüßte, daß seine über alles geliebte Tochter mit einem scharfen, jungen Mann allein im Auto sitzt, würde er durchdrehen, ehrlich.«

»Mein Vater nicht.«

»Bei meinem Bruder macht er auch keine…« Sie verstummte und beugte sich nach vorn. Mit veränderter Stimmlage fragte Susan:

»Was ist das denn da vorn?«

»Nebel. Siehst du doch!«

»Nein – ja…«

»Was denn nun?«

Susan schluckte. »Die Gestalt im Nebel. Verdammt, ich habe sie genau gesehen. Das Feld ist ziemlich dicht, trotzdem…«

Der junge Mann fuhr langsamer. In der Nebelsuppe wirkten alle Gegenstände schemenhaft.

»Da war jemand, Kenny!« flüsterte Susan. »Ich… ich habe ihn genau gesehen.«

»Ich aber…« Das Wort *nicht* konnte Kenny Sharp nicht mehr aussprechen, denn urplötzlich stand die Gestalt vor ihnen.

Durch den Nebel wirkte sie verzerrt und sah auch so aus, als würde sie über der Fahrbahn schweben. Sie hielt den rechten Arm hoch, der beiden jungen Leuten unnatürlich lang vorkam.

»Brems doch, Kenny!« Susan schrie den Satz und preßte ihre Hände gegen die Wangen. Dazwischen wirkte ihr Gesichtsausdruck wie eine verzerrte Maske.

Kennys Fuß nagelte das Bremspedal nach unten. Er hörte die Reifen über den Asphalt jaulen, dachte daran, daß sie eigentlich hätten gewechselt werden müssen und schloß die Augen in Erwartung des Aufpralls, wenn die Gestalt im Nebel von der vorderen Stoßstange des Käfers erwischt wurde.

Das geschah nicht!

Der Wagen kam vor dem Unheimlichen im Nebel zum Stehen.

Nur sah es jetzt so aus, als würde der andere direkt an ihm kleben und ihn nicht mehr loslassen.

Sein rechter Arm sauste nach unten, etwas blitzte auf. In das

Krachen, das ertönte, als die Axt die Motorhaube traf, schrie Susan:
»Der hat ein Beil, verflucht, der hat ein Beil…«

***

»Das glaube ich nicht!« schrie Susan. »Nein, das ist verrückt, das ist irre. Das kann ich nicht glauben!«

Und wieder schlug der Fremde zu. Er hatte nach dem ersten Treffer mit einer ruckartigen Bewegung die Axt wieder in die Höhe gerissen und noch einmal ausgeholt.

Abermals krachte es.

Die Haube bekam einen zweiten Riß. Tief drang die Schneide in den Stauraum des Käfers, bei dem der Motor glücklicherweise am Heck lag.

Kenny war so überrascht, daß er nichts tat, nur dasaß und zuschaute, wie der Unheimliche seine Axt abermals in die Höhe wuchtete und von neuem ausholte.

»Fahr doch!« schrie Susan und packte ihren Freund in Höhe des Ellbogens an. Sie schüttelte ihn durch, und erst jetzt kam Kenny wieder zur Besinnung.

Den Motor hatte er abgewürgt. Seine Hand schoß nach vorn, er wollte den Zündschlüssel umdrehen, als sich die unheimliche Gestalt abermals bewegte.

Diesmal allerdings schwang sie ihre mörderische Waffe zur Seite, nach links hin, um so weit wie möglich auszuholen. Wenn der Mann jetzt zuschlug, würde er nicht die Haube treffen, sondern die Scheibe.

Und er tat es.

Beide hatten das Gefühl, als würde sich die verdammte Axt verlängern. Zuerst sah es noch so aus, als schwebte sie über den Wagen hinweg, dann wuchtete die Klinge nicht nur gegen den oberen Rand der Scheibe, sie traf auch das Glas.

Ein wahrer Splitterregen wirbelte den beiden jungen Leuten entgegen. Beim Zurückziehen verhakte sich die Axt am oberen Rand der Scheibe und bog diese durch.

Kenny und Susan hörten das Knirschen, das entstand, als das Metall riß. Trotz ihrer Angst war ihnen klar, daß es jetzt die letzte Chance für sie war, diesem unheimlichen Killer zu entwischen.

»Rausss!« brüllte Kenny. Er öffnete die Tür an seiner Seite. Susan hatte Schwierigkeiten. Die Tür klemmte. Sie mußte zweimal mit dem Ellbogen gegen das Innere hämmern, um es zu schaffen. Als die Tür endlich aufschwang, fiel auch sie nach draußen, konnte sich gerade noch fangen und lief trotzdem auf allen vieren in Richtung Straßengraben.

Kenny hatte es inzwischen auch geschafft und den VW umrundet.

Der Kerl mit der Axt hatte sich glücklicherweise nicht auf ihn

konzentriert, er hämmerte weiter auf den Wagen ein.

Schwer atmend blieb Kenny neben seiner Freundin stehen und legte seinen Arm um sie.

Susan schüttelte den Kopf. »Willst du mir nicht sagen, daß ich träume?« keuchte sie. »Verdammt, ich träume doch – oder?«

»Nein, du träumst nicht. Das ist echt.«

»O Scheiße, was hat der Kerl nur von uns gewollt?«

»Das ist ein Killer!«

»Der steht auf Autos, wie?«

»Kann sein. Wohl besonders auf alte Käfer. Die Karre ist hin. Ich könnte den zerhacken!«

Mit Tränen in den Augen schauten die beiden zu, wie der Mann den VW-Käfer systematisch zerschlug.

Glas steckte schon längst nicht mehr im Rahmen. Das Dach war ebenfalls eingebeult, die Türen auch, die Kotflügel gespalten, so daß sich das scharfe Metall in die Reifen geschoben hatte. Mit diesem Wagen war beim besten Willen nichts mehr anzufangen.

Dann hatte er das Heck erreicht. Hier blieb er für einen Moment stehen, legte beide Hände um den langen Griff und holte aus. Nebel umwaberte ihn und verschob seine Proportionen.

Dennoch konnten Kenny und Susan ihn erkennen. Er war sehr groß. Sein dunkles Haar wuchs wirr auf dem Kopf. Die Haut in dem scharf geschnittenen Gesicht sah so aus, als hätte sie lange keine Sonne mehr gesehen.

»Jetzt haut er den Motor kaputt!« stöhnte Kenny und schüttelte sich. Er konnte nicht mehr hinschauen, schloß die Augen und vernahm einen Moment später das Krachen.

Susan aber sah hin.

Der Kerl wütete wie ein Berserker und gleichzeitig wie ein Automat. Er gab keine Ruhe, bis er das Heck des Wagens völlig demoliert hatte. Erst dann war er zufrieden, richtete sich auf und schaute nach rechts, wobei die beiden jungen Leute am Straßenrand standen.

Kenny konnte noch immer nicht hinschauen. Für ihn war ein Traum zerstört worden. Innerhalb von Minuten unter den Schlägen einer Axt.

In seinem Hals lag das Würgen, in den Augen schimmerten die Tränen. Er schluckte und holte laut Luft, wobei er noch den Kopf schüttelte.

Anders reagierte Susan.

Sie zeigte, daß sie in diesem Fall das stärkere Geschlecht war, denn sie wich dem Blick des Zerstörers nicht aus.

Plötzlich empfand das Mädchen keine Furcht mehr. Susan wußte selbst nicht, woran dies lag, aber sie konnte in die Augen des Unheimlichen schauen, ohne die Angst zu fühlen. Sie wunderte sich darüber. Normalerweise hätte sie geschrien und wäre weggelaufen,

nun aber blieb sie stehen und starrte den Zerstörer weiterhin an.

Lag es am Blick des Mannes, der nicht tödlich oder haßerfüllt war, eher fragend und forschend.

Sie konnte es nicht sagen. Auch Susan überlegte. Der andere nickte ihr zu und hob sogar die Schultern. Diese Geste verstand das Mädchen ebenfalls.

Susan aber schüttelte den Kopf.

»Wir müssen weg!« rief Kenny Sharp im gleichen Augenblick.

»Los, komm endlich!«

»Nein, warte noch!«

»Wie, was hast du denn?«

»Der… der Mann ist so komisch, verstehst du?«

»Überhaupt nicht, Mädchen. Ich verstehe überhaupt nicht. Ich will nur weg!«

Susan kümmerte sich nicht um die Worte ihres Freundes. Sie hatte den Eindruck, als wollte ihr der Zerstörer etwas mitteilen und sie gleichzeitig fragen.

»Was hast du?« rief sie ihm entgegen. »Was willst du von uns? Weshalb hast du es getan?«

Das hätte Susan lieber nicht rufen sollen. Plötzlich veränderte sich der Ausdruck in den Augen des Zerstörers. Gleichzeitig schien sich etwas über sein Gesicht zu schieben, eine dünne, graue Maske, und in seinen Augen loderte die Wut.

Er hob die Axt!

Jetzt wußte auch Susan, daß es Wahnsinn war, wenn sie noch eine Sekunde länger hier standen. Sie bewegte sich im gleichen Augenblick wie ihr Freund.

Die Kehrtwendung geschah blitzschnell. Und ebenso schnell rannten sie hinein in den Wald.

Ihre Füße hämmerten und trommelten auf dem weichen Boden.

Dazwischen aber vernahmen sie auch ein anderes Geräusch.

Das harte Knacken von Zweigen, wenn sie durch einen scharfen Gegenstand abgetrennt wurden.

Für sie war klar, was das bedeutete.

Der Zerstörer hatte die Verfolgung aufgenommen. Er wollte nicht aufgeben.

Kenny faßte nach Susans Hand. Er riß seine Freundin mit, schaute sich einmal um und sah die Gestalt als Schatten durch die Finsternis schwanken.

»Wohin?« schrie Susan.

»Zum Hotel!«

»Aber…«

»Wir müssen uns dort verstecken. Wir müssen auch die anderen Gäste warnen und die Polizei anrufen!«

»Ja, okay…«
Sie rannten weiter, gepeitscht von Angst und Hoffnung…

***

Cyril Conners lächelte, als er Gilda French an seinen Tisch kommen sah. »Na, hast du es dir überlegt?«
»Ja.« sie nahm Platz.
»Und was ist mit Julie?«
»Ich glaube, sie schläft.«
»Wunderbar.« Der Mann nickte. »Hast du auch nachgeschaut?«
»Das wollte ich, aber die Verbindungstür zwischen den Räumen war verschlossen.«
»Wie kann das sein?«
»Keine Ahnung. Ich nehme an, daß Julie etwas gespürt und dementsprechend gehandelt hat.«
»Ja, das ist möglich.« Er sprach nicht mehr weiter. Die Bedienung war gekommen und fragte nach Gildas Wünschen.
»Bringen Sie mir bitte einen trockenen Weißwein.«
»Gern, danke.«
Sie waren die einzigen Gäste im Restaurant. Die anderen befanden sich auf ihren Zimmern. Das Hotel war klein, nur Insidern bekannt, und auch die Größe des Restaurants hielt sich in Grenzen.
Acht Tische, mehr nicht. Der Familienbetrieb trug sie gerade noch selbst und wäre längst pleite gegangen, wenn es nicht die Leute vom Institut gegeben hätte, die hin und wieder dort ihre Besucher unterbrachten. Deshalb waren Cyril Conners und Gilda French auch so bekannt.
Gilda bekam den Wein. Conners hatte sie bewußt in Ruhe gelassen. Er schaute durch das Fenster auf den Platz vor dem Hotel, wo zwei Lampen weißblaues Licht abgaben.
Mittlerweile war es 22.00 Uhr geworden, eigentlich Zeit, um bald ins Bett zu gehen. Gilda French wollte nicht. »Weißt du, Cyril«, sagte sie und nippte am Wein. »Ich werde mit dem Kind nicht fertig. Ich habe stets das Gefühl, daß es mich kontrolliert und nicht umgekehrt, wie es eigentlich sein sollte.«
»Wieso?«
»Es ist ein Gefühl.«
»Ich habe davon nichts gespürt.«
»Vielleicht weil du ein Mann bist.«
»Kann sein. Darüber mache ich mir keine Gedanken. Wir werden Julie im Institut einigen Tests unterziehen und bestimmt mehr herausbekommen. Das verspreche ich dir.«
»Sicher bin ich mir da nicht, Cyril.«
»Wieso?«

Sie trank erst einen Schluck und »kaute« den Wein. Plötzlich verzog sie das Gesicht. »Er ist nicht trocken, sondern sauer. Also, mein Gefühl sagt mir, daß wir es noch nicht geschafft haben.«

»Klar, wir müssen noch den Rest der Strecke fahren.«

»Ich gehe sogar noch weiter. Möglicherweise packen wir es nicht, Julie in das Institut zu bringen. Sie kann uns noch einen Strich durch die Rechnung machen.«

Conners bekam große Augen. »Das mußt du mir erklären, Mädchen.«

»Kann ich nicht.«

»Na bitte.«

»Ich fürchte mich irgendwie vor ihr«, flüsterte Gilda French. »Ich komme mit ihr nicht zurecht. Die ist mir über. Ich habe den Eindruck, als würde sie mit mir spielen und den großen Trumpf, den sie im Ärmel stecken hat, erst später herausziehen.«

Cyril Conners lehnte sich zurück. Er nahm nachdenklich seine Brille ab. »Glaubst du, daß es Sinn hat, wenn ich einmal mit ihr rede?«

»Nein!«

»Weshalb nicht?« Er setzte die Brille wieder auf.

»Weil sie dann noch verstockter würde.«

»Und das weißt du genau?«

»Ich gehe davon aus.«

»Wir hätten doch in einer Tour durchfahren sollen. Es ist eigentlich idiotisch, einige Meilen vor dem Ziel noch die Nacht zu verbringen.«

»Eine Ankunft im Hellen ist immer besser als eine im Dunkeln. Das war uns klar, das hatten wir abgesprochen.«

»Deshalb sage ich auch nichts mehr.«

Der Wirt kam aus der Küche. Er grüßte freundlich und fragte, ob die beiden noch etwas essen wollten.

Sie lehnten ab.

»Dann werde ich die Küche schließen.«

»Tun Sie das.« Cyril Conners nickte ihm zu, bevor er den Kopf drehte und unter der die Scheibe zur Hälfte bedeckenden Gardine nach draußen schaute.

Seine Haltung veränderte sich plötzlich. Sie wurde so starr, daß es sogar Gilda auffiel.

»Was hast du?«

»Schau mal nach draußen!«

Aus dem Wald erschienen zwei junge Leute. Sie liefen, aber die schwankten, als hätten sie große Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Als sie in das Licht der beiden Lampen gerieten, konnten die Gäste erkennen, wie erschöpft sie waren, aber auch ängstlich. Die Furcht um ihr Leben stand ihnen ins Gesicht geschrieben.

Einen Kommentar brauchten sie nicht abzugeben, denn die jungen Leute stolperten auf den Eingang zu und drückten schon sehr bald die

Tür auf. Keuchend wankten sie über die Schwelle.

Vor der Theke blieben sie stehen. »Polizei!« keuchte der junge Mann. »Sie müssen die Polizei rufen!« Er beugte sich bei jedem Wort, das er sprach, nach vorn.

Cyril Conners war aufgesprungen. Aus der Küche erschien der Wirt. Er hatte sich schon umgezogen. »Was ist denn los?«

»Rufen Sie die Polizei an!« rief jetzt auch das Mädchen.

»Weshalb?«

»Wir sind verfolgt worden!« erklärte der Junge. »Von einem Kerl, der eine Axt hatte. Er hat uns auf der Straße gestoppt und unseren Wagen zertrümmert. Dann rannte er hinter uns her.« Der Kopf bewegte sich, als sich Kenny hastig umschaute. »Er muß irgendwo hier draußen lauern. Glauben Sie mir.«

»Ein Mann mit einer Axt?« Der Wirt mußte lachen. »Haben Sie sich das nicht eingebildet, junger Mann?«

»Nein!« schrie Kenny.

Cyril Conners warf Glenda French einen bedeutsamen Blick zu. In seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken, und er hatte bereits einen bestimmten Verdacht.

Conners stand auf. Er ging auf die jungen Leute zu und mischte sich in das Gespräch. »Können Sie den Mann beschreiben?«

»Ja!« sagte Susan.

»Dann bitte.«

Sie begann damit, und Conners hörte sehr genau zu. »Ich danke Ihnen«, sagte er.

»Moment mal, Moment. Kennen Sie ihn denn?«

»Nein, eigentlich nicht. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß hier jemand mit einer Axt durch die Gegend läuft und Autos zertrümmert.«

»Das war aber so!«

»Rufen Sie endlich die Polizei an!« rief Kenny. »Los, machen Sie schon! Und verschließen Sie die Türen. Der Kerl hat uns nicht ohne Grund verfolgt. Er will uns töten. Wenn er hierherkommt, sind auch Sie alle in Gefahr. Nehmen Sie das nur nicht auf die leichte Schulter!«

Der Wirt zögerte noch. Inzwischen war auch seine Frau gekommen und die Bedienung ebenfalls.

»Ruf die Polizei schon an!« sagte die Frau.

»Soll ich?«

Cyril Conners und Gilda French mischten sich ein. »Es wird wohl besser sein.«

»Gut, wie Sie meinen.«

»Ein Glück!« Der junge Mann ließ sich auf einem Stuhl nieder.

»Das möchte ich nicht noch einmal erleben.«

Die Wirtin hatte reagiert und brachte den beiden einen Whisky.

»So, den trinkt mal, dann sehen wir weiter. Wir kennen uns doch,

nicht? Ihr seid aus der Gegend?«

»Ja, aus Guist.«

Susan und Kenny tranken. Entspannt zeigten sie sich nach dem Schluck längst nicht. Immer wieder glitten ihre Blicke hin zu den Fenstern.

Der Mann mit der Axt aber zeigte sich nicht. Entweder hatte er aufgegeben, oder er lauerte draußen im Wald und hielt das Hotel unter Kontrolle.

Beide glaubten eher an die letzte Möglichkeit…

***

Julie Gladstone hatte auf ihrem Bett gelegen und richtete sich plötzlich auf.

Das geschah so ruckartig, als hätte sie plötzlich einen Befehl bekommen. Sie blieb für einen Moment sitzen und lauschte in die Finsternis des Zimmers hinein.

Etwas hatte sie gewarnt, sie aufgeputscht. Nur waren es keine Stimmen gewesen, sondern Signale, die derjenige aussandte, auf den sie gewartet hatte.

Er würde kommen…

Julie schwang die Beine herum. Die Schuhe standen neben dem Bett. Sie schlüpfte hinein, reckte sich und schaute auf die Verbindungstür, wobei über ihre Lippen ein Lächeln glitt. Dank ihrer Kräfte hatte sie es geschafft, sie aus der Ferne zu schließen, obwohl sich kein Schlüssel im Schloß befand.

Diese Frau würde sich wundern, aber das hatte sie schon, als sie versuchte, die Tür zu öffnen. Sie war dann nicht mehr durch die andere Tür in Julies Zimmer gekommen.

Julie mochte die Frau nicht, und der Mann war ihr ebenfalls unsympathisch. Sie wollte auch nicht mit ihnen so tun, als sei nichts gewesen. Es war schließlich etwas. Da wollten Menschen versuchen, hinter Julies Geheimnis zu gelangen. Das hatte das Mädchen herausgefunden, denn es wußte längst, daß es etwas Besonderes war.

Nur hatte sie sich einsam gefühlt und deshalb auf geistiger Ebene nach Verbündeten gesucht und auch gefunden.

Ein Mann war zu ihr unterwegs. Einer, der zu den Ausgestoßenen gehörte, den die Menschen vergessen wollten und auch vergessen hatten. Ein Mann, der gefährlich war, das wußte Julie, denn er hatte sich mit der Axt bewaffnet. Aber sie brauchte Schutz, wenn sie den langen Weg nach London zurückkehrte und dort denjenigen zur Rede stellen wollte, der angeblich ihr Freund war.

Angelogen und betrogen hatte er sie. Er war ein schrecklicher Mensch, ein Mann, der tief enttäuschte.

Julie ging der Reihe nach vor. Sie zog ihren Anorak über und streifte

den Reißverschluß hoch. Sie spürte, daß der Fremde, der zu ihr gehörte, nicht mehr weit entfernt war. Er näherte sich immer mehr seinem Ziel, und das war eben das Hotel.

Obwohl Julie die Zimmertür geschlossen hatte, vernahm sie die lauten Stimmen aus dem Restaurant. Es waren fremde Stimmen dabei, neue Gäste vielleicht.

Sie konzentrierte sich.

Es dauerte nicht lange, bis Julie herausgefunden hatte, daß sich dort unten Menschen versammelt hatten, die von einer wahren Todesfurcht gepackt worden waren. Ihre Gefühle waren derart hochgepeitscht, daß sie regelrecht ausstrahlten und selbst Julie davon überwältigt wurde. Sie waren vor irgend etwas geflohen…

Julie nickte sich selbst zu, bevor sie an das Fenster trat und es öffnete.

Auf dem hinteren Hof brannte kein Licht. Er war so dunkel wie die Wand des Mischwaldes, der in die Höhe wuchs. Julie spürte die Ausstrahlung des Fremden jetzt so intensiv, daß er einfach in ihrer Nähe sein mußte. Es gab keine andere Lösung mehr.

Sie beugte sich so weit wie möglich aus dem Fenster – und sah den Schatten auf zwei Beinen, der plötzlich zwischen den abgestellten Wagen erschien, den Kopf zurücklegte und mit seinem bleich wirkenden Gesicht in die Höhe schaute.

Das war er!

Julie winkte ihm zu. »Ich komme«, sagte sie. »Warte nur einen Moment. Ich werde aus dem Fenster klettern.«

Die Hauswand war glatt. Dort konnte sie keinen Halt finden, aber so hoch lag ihr Zimmer auch nicht, um die Distanz nicht mit einem Sprung überwinden zu können.

Sie ließ sich fallen – und wurde von starken Armen aufgefangen.

Sie federte förmlich hinein, hielt die Augen weit offen und sah in das Gesicht des Mannes, der mit seiner Axt einen Wagen zerschlagen hatte.

Ein graues Gesicht mit kantigen Zügen, dunklen Augen und dunklen Haaren. Der Mund wirkte wie eine krumme Kerbe, die Haut an den Wangen zitterte.

»Willst du mich nicht loslassen?«

»Ja, gern.«

Er behandelte das Kind wie ein rohes Ei oder eine kostbare Puppe. Behutsam drückte er Julie nach unten und stellte sie ebenso vorsichtig wieder auf die Füße.

Dann bückte er sich und hob seine Axt hoch, die er zu Boden gelegt hatte.

Er schlug nicht!

»Ich habe dein Gesicht gesehen!« flüsterte er und strich mit der

schwieligen Hand über die Wange des Mädchens.
»Ich weiß, denn ich habe dich gesucht.«
»Und du hast mir geholfen.«
»Ja, wir gehören zusammen. Man will uns beiden etwas, verstehst du? Ich brauchte einer Freund. Diese Welt ist zu feindlich. Man will mich einsperren.«
»Mich hat man eingesperrt. Es war schrecklich.«
»Man darf Menschen nicht einsperren. Das halten sie auch nicht lange aus. Das habe ich gelernt, danach werde ich mich richten.«
»Wie heißt du eigentlich?«
»Ich bin Julie.«
»Und ich heiße Orrie.«
Julie nickte. »Gut, Orrie. Wir bleiben zusammen, okay? Wir werden uns gegenseitig helfen«
»Ich helfe dir immer.«
»Das weiß ich. Hast du schon einen Plan?«
Orrie lächelte. »Ich kenne ein gutes Versteck, in dem wir die Nacht verbringen können.«
»Wo ist es?«
»Nicht weit von hier. Da befindet sich ein Campingplatz. Auf ihm stehen viele leere Wagen. Einen habe ich schon für uns ausgesucht. Darin warten wir die Nacht ab.«
»Am Morgen will ich weiter.«
»Ich auch, Julie. Wo willst du hin?«
»Weit weg.« Sie schaute an Orrie vorbei und dachte an John Sinclair. »Nach London. Dort muß ich jemanden suchen, der mich verraten hat.«
»Willst du ihn töten?«
»Ich möchte zuerst mit ihm sprechen. Vielleicht werde ich ihn dann bestrafen.«
Orrie Wayne hob die Axt. Er ließ die Klinge dicht vor Julies Gesicht schweben. »Du brauchst keine Sorgen zu haben, was diesen angeblichen Freund angeht. Ich werde immer an deiner Seite sein und dich beschützen. Das verspreche ich dir.«
Julie lächelte. Als Geste ihres Vertrauens schob sie ihre kleine Hand in seine große Pranke.
Zur gleichen Zeit betrat in der ersten Etage Gilda French das Zimmer des Mädchens. Sie machte Licht, sah das leere Bett und auch den leeren Raum. Bis ins Mark erschrak sie, als sie das offene Fenster sah.
»Julie!« Ihr Ruf gellte bis zu Julie und Orrie.
Das Mädchen lächelte nur, als es die Stimme hörte. Dann sagte sie zu ihrem neuen Freund: »Komm bitte…«
Beide gingen in die Dunkelheit der Nacht hinein…

***

»Rot«, sagte ich und grinste.
»Wieso?« Glenda tat erstaunt. »Meinst du meinen Rock?«
»Klar.«
»Er paßt doch zum Beige des Pullovers.«
»Sicher. Besonders die ›Länge‹.«
Da lachte Glenda. »Mini ist modern und chic für den, der es tragen kann. Dazu gehöre ich doch wohl, oder?«
»Ganz bestimmt.«
»Wo liegt dann das Problem?«
»Es sind deine Beine.«
»Gefallen sie dir nicht.«
»Sehr sogar. Sie machen mich nervös, Glenda.«
»So geht nun mal die Frau von heute. In St. Moritz ebenso wie hier auf der Fahrt zwischen Cambridge und Norwich. Nur gibt es einen Unterschied zu den Minis von mir und denen, die in St. Moritz getragen werden. Ich habe meine aus dem Katalog, die anderen kaufen den sündhaft teuren Kram bei Modezaren.«
»Ich sehe da keinen Unterschied. Die Beine mit den schwarzen Strümpfen lenken mich zu sehr ab.«
»Wenn du genauer auf meine Strümpfe schaust, John, wirst du noch die kleinen Schmetterlinge sehen, die das Gewebe zieren. Das ist auch Top-Mode.«
»Du bist eben ein Top-Girl.«
»Danke.«
Solche Gespräche lockerten auf, während ich den Rover durch die Dunkelheit scheuchte. Wir hatten Glück gehabt und eine ziemlich freie Bahn vorgefunden. Wir huschten förmlich bis Cambridge, dann aber wurde es kritischer. Landstraße.
Trotzdem hatten wir den Ort Norwich kurz vor 22.00 Uhr erreicht. Das war super.
»Hast du Hunger?« fragte ich Glenda.
»Nur Durst.«
»Ich auch.«
An der nächsten Tankstelle ließ ich volltanken und holte zwei Dosen Saft aus dem Automaten. Glenda war ebenfalls ausgestiegen, um sich die Beine zu vertreten. Ein langer Mantel verdeckte jetzt den Minirock.
Wir schlürften unsere Getränke. Ich erkundigte mich zwischendurch nach dem genauen Weg in Richtung Fackenham. Der Tankwart erklärte ihn mir mit freundlichen Worten.
»Wissen Sie auch etwas über dieses Sanatorium?« erkundigte ich mich wie nebenbei.
Er richtete sich auf und hängte den Benzinschlauch wieder in die Halterung. »Nein!«

»Sie haben davon gehört.«
»Mehr auch nicht.«
Anscheinend wollte er darüber nicht reden. Mir blieb nichts anderes übrig, als ihm in sein Kassenhaus zu folgen und dort die Rechnung begleichen.
»Quittung, Mister?«
»Ja, bitte.« Ich ließ nicht locker. »Haben Sie Furcht vor dem Sanatorium, Mister?«
Er schaute mich an. »Fahren Sie bitte. Das sind Dinge, in die ich mich nicht einmische.«
»Schon gut, danke.«
Ich steckte die Quittung ein und nahm hinter dem Lenkrad Platz.
Die leere Dose hatte ich zuvor in einen Papierkorb geworfen.
»Einen guten Ruf scheint das Liebesnest hier nicht zu haben«, bemerkte Glenda.
»Da sagst du was. Wahrscheinlich ist es supergeheim. Man kennt das ja. Anlagen im Wald, wobei Außenstehende nicht wissen, was hinter den Mauern geschieht.«
»Wirst du die Festung knacken können?«
»Mal sehen.«
»Ich bin nur froh, daß bekannt ist, wo du hinfährst. Sonst lassen sie dich noch für Jahre hinter den Mauern verschwinden.«
»Das würde mir gerade fehlen.«
Wir erreichten die Landstraße mit der Nummer 1067 und konnten eigentlich auf ihr bleiben.
Noch war die Gegend sehr flach. Vor uns allerdings sahen wir die dunklen Wellen der bewaldeten Hügel. Berge konnte man dazu nicht sagen. Sie waren einfach nicht hoch genug.
Glenda war stiller geworden. Auch ich hatte keine große Lust, Konversation zu machen. Ich spürte in mir eine gewisse Spannung, die immer dann auftrat, wenn ich mich dicht vor einer entscheidenden Situation befand. Diesmal war ich sicher, daß wir Erfolg haben würden. Ich spürte es einfach. Der Verkehr war eingeschlafen. Nur selten kam uns ein Wagen entgegen. Überholt wurden wir gar nicht.
Hin und wieder sahen wir rechts und links der Straße einsame Lichter in der Finsternis. Mal passierten wir eine kleine Ortschaft, überquerten auch einen schmalen Fluß, mehr einen Bach, und gerieten in ein Nebelgebiet.
Der schmale Fluß brachte genügend Feuchtigkeit, um die Nebel entstehen zu lassen. Manchmal fuhren wir in die dünne Watte hinein, die aber sehr rasch wieder verschwand.
Der Namen der kleinen Orte vergaß ich wieder. Für uns war wichtig, daß wir das Sanatorium fanden und auch den direkten Weg dorthin, denn ich ging davon aus, daß er von der Straße abzweigte.

Wenig Lichter bekamen wir zu sehen. Unser Scheinwerferteppich sah bleich aus. Wenn das Fernlicht die Stämme streifte, wirkten sie wie blasse Säulen.

Glenda sah das Licht zuerst. Noch weit vor uns leuchtete es in der Dunkelheit, und es bewegte sich auf eine kreisende Art und Weise, daß es eigentlich nur eine Erklärung dafür gab.

Auf der Fahrbahn stand ein Polizeiwagen!

»John, da ist was passiert!«

»Das Gefühl habe ich auch.«

»Ob das mit Julie zusammenhängt?«

»Will ich nicht hoffen.« Ich mußte langsamer fahren, denn vor uns wurde das Licht der Scheinwerfer zu einer großen verwaschen wirkenden, hellen Wolke, weil es genau in ein Nebelfeld hineindrang.

Im Nebel standen die beiden Wagen derart ungünstig auf der Fahrbahn, daß ich nur mit großem Lenkgeschick an ihnen vorbeigekommen wäre.

Deshalb hielt ich an und stieg aus. Auch Glenda verließ den Wagen. Wir hatten kaum zwei Schritte hinter uns gebracht, da näherte sich ein Polizist mit einer roten Kelle, die er lässig schwang.

»Guten Abend«, grüßte ich.

Der Beamte nickte nur. »Kommen Sie nicht vorbei?« fragte er.

»Was ist denn passiert?«

»Nichts für Sie. Fahren Sie weiter. Es ist noch genügend Platz.«

Ich lächelte. »Vielleicht wollen wir gar nicht weiterfahren, Mister. Mich interessiert, was hier geschehen ist.« Bevor der Mann noch zu einer heftigen Erwiderung ansetzen konnte, hielt ich ihm meinen Ausweis entgegen, den er sich im Licht meiner kleinen Bleistiftleuchte genau anschauen konnte.

»Scotland Yard?«

»Genau.«

Er grinste und sah dabei aus, als wüßte er nicht, ob er lachen oder weinen sollte.

»Haben Sie auch einen Chef?«

»Ja, kommen Sie mit.«

Den Chef fanden wir neben einem dritten Wagen stehend, den wir zuvor nicht entdeckt hatten, weil die beiden anderen Fahrzeuge ungünstig vor ihm standen.

Es war ein alter VW Käfer. Was man ihm angetan hatte, war nicht gerade die feine englische Art. Das Fahrzeug besaß nur noch Schrottwert. Jemand hatte mit einem scharfen und schweren Werkzeug seine gesamte Wut an ihm ausgelassen. Die Splitterreste der Scheiben hatten sich um das Fahrzeug verteilt. Auf dem Boden glitzerten sie wie Diamantsplitter.

»Das ist hart«, sagte ich und wechselte den Blick, um einen Mann

anzuschauen, der neben mir stand.
»Sind Sie der Yard-Beamte?«
»In der Tat.«
Er reichte mir die Hand. »Ich heiße Bradbury und leite hier die Untersuchung. Inspektor Bradbury.«
»Angenehm. John Sinclair.« Dann stellte ich Glenda vor.
Bradbury war ein Mann, der einem irischen Eisenbahn-Arbeiter glich. Die Iren hatten im Wilden Westen kräftig mitgeholfen, das Land zu erschließen. Bradbury besaß die Statur eines Bären und rotes Haar, das er glatt nach hinten gekämmt hatte. Er trug eine mit Pelz gefütterte Jacke und wirkte ziemlich hilflos.
»Haben Sie schon eine Erklärung?«
»Das ja. Ich weiß nur nicht, ob ich sie glauben soll.«
»Mal sehen.«
Er verstand die Aufforderung und berichtete, daß sie aus einem nahe gelegenen Hotel einen Anruf erhalten hatten. Bradbury war hingefahren und hatte dort ein Pärchen vorgefunden, dem der Wagen gehörte. Die beiden waren von einem Mann mit einer Axt gestoppt worden. Der Mann hatte den Wagen zertrümmert und war auch hinter ihnen hergewesen. Sie aber hatten sich in das Hotel retten können.
»Mehr wissen Sie nicht?«
»Nur noch die Beschreibung des Axtträgers.«
»Sagen Sie…«
»Ach, Sie kennen ihn doch nicht.«
»Trotzdem.«
Ich bekam sie geliefert und konnte mit ihr tatsächlich nichts anfangen. »Läuft denn eine Fahndung?« fragte ich.
»Ja.«
»Wo könnte der Mann hergekommen sein?« erkundigte sich Glenda.
»Keine Ahnung.«
»Vielleicht aus dem Sanatorium?«
Bradbury schaute uns kühl an. »Was wissen Sie darüber?«
»Nicht viel«, sagte ich schnell.
»Sind Sie auf dem Weg dorthin?«
»Möglich.«
»Ach so.« Seine Antwort klang ziemlich tonlos.
Ich fragte: »Sie mögen diesen Laden nicht – oder?«
»Meine Meinung hat kein Gewicht, Mr. Sinclair.«
»Nun ja, wir werden sehen. Können Sie uns denn den Weg zum Hotel beschreiben?«
»Der ist nicht schwer. Nehmen Sie die nächste Abzweigung rechts. Sie werden auch das Schild sehen. Hotel in the Wood.«
»Danke. Liegt es weit vom Sanatorium entfernt?« Ich mußte einfach auf das Thema zurückkommen.

»Nein. Fünfzehn Meilen vielleicht. Mit dem Wagen ist das ein Katzensprung.«
»Okay. Sehen wir uns noch?«
»Ja, wir müssen noch einmal mit den Zeugen reden. Sie werden Sie ja kennenlernen.«
»Das hoffe ich doch sehr.«
Wieder im Wagen, schaute Glenda mich an. »Na, was sagst du dazu? Ist es eine Spur?«
»Kann sein.«
»Also ich glaube fest daran, daß es eine Spur ist.«
Mein Lächeln fiel knapp aus, während ich den Rover behutsam durch die Lücke lenkte. »Was könnte ein Mädchen wie Julie mit diesem Zerstörer zu tun haben?«
»Keine Ahnung.«
»Eben.«
»Glaubst du daran, daß sich hier zwei Fälle gekreuzt haben.«
»Zumindest schließe ich es nicht aus.« Ich winkte den Kollegen noch einmal zu und gab Gas.
Der Inspektor hatte recht gehabt. Schon sehr bald sahen wir das Reklameschild am Rand der Straße.
Die Fahrbahn führte in den Wald. Sie kam mir vor wie ein Tunnel, den die Scheinwerfer erhellten. Es wurde ziemlich kurvig. Manchmal hingen auch Nebeltücher über dem Asphalt. Sie schienen von einer Baumreihe zur anderen gespannt zu sein.
Der Weg mündete auf eine Lichtung. Dort stand auch das kleine, im Blockhausstil gebaute Hotel. Wir stellten unsere Wagen neben einem Ford Scorpio ab und sahen, daß hinter den Fenstern in der unteren Etage die Räume erhellt waren. Niemand hatte sich zu Bett begeben.
Uns interessierte das Restaurant. Als wir es betraten, drehten sich die Köpfe der Anwesenden zu uns hin.
Das Hotelier-Ehepaar stand hinter der Theke, zusammen mit einem jungen Mädchen, das zum schwarzen Kleid eine weiße Schürze trug.
Am Tisch saß ein junges Paar. Er ziemlich lang und dürr, sie sehr nett, noch jung, höchstens achtzehn, dabei ebenso schüchtern wirkend wie ihr Begleiter. Sie mußten in dem VW gesessen haben.
Dann sahen wir noch zwei Gäste, einen Mann und eine Frau.
Beide waren älter als die Fahrer des Käfers. Die Frau besaß blonde Haare und trug ein dunkelgrünes Winterkostüm. Ihr Gesicht zeigte einen scharfen Schnitt, und in ihren Augen glomm das gleiche Mißtrauen, wie in denen ihres Begleiters, der eine Brille trug und auf mich einen ziemlich nervösen Eindruck machte.
Unser Gruß wurde kaum erwidert.
Man wußte nicht so recht, wie man sich uns gegenüber verhalten sollte.

Der Hotelier räusperte sich. Er trug eine schwarze Hose und ein weißes Hemd dazu. Den Kragen verschloß eine ebenfalls schwarze Fliege.

Seine Frau übernahm schließlich das Wort: »Wenn Sie noch etwas zu essen haben möchten, muß ich Ihnen leider sagen, daß die Küche geschlossen hat.«

»Nein, danke«, sagte ich.

»Zimmer haben wir noch frei.«

Glenda und ich setzten uns an einen Tisch. Das blonde junge Mädchen schneuzte seine Nase. Wir sahen ihr an, daß sie geweint hatte. Ich wandte mich an die beiden. »Das war ihr Wagen auf der Straße, nicht wahr?«

Sie erschreckten sich dermaßen, daß sie nur noch nicken, aber keine Antwort geben konnten.

»Ich habe mit den Beamten gesprochen und mir den Mann beschreiben lassen, der es getan hat.«

»Wieso?« fragte der Brillenträger. »Was haben Sie damit zu tun, Mister?«

Ich drehte mich auf dem Stuhl. »Scotland Yard«, sagte ich.

Der Mann schluckte. Seine Begleiterin schaute zu Boden, und der Hotelier fragte flüsternd: »Stimmt das auch?«

»Ich ließ meinen Ausweis sehen.«

»Aber wie kommen Sie so plötzlich…?«

»Es war reiner Zufall, Mister.«

»Ach so, verstehe.«

»Wir sind unterwegs zu einem anderen Ziel«, sprach ich in das Schweigen hinein. »Vielleicht kann mir jemand den Weg zu dieser Klinik erklären?«

Der Mann mit der Brille stand auf. »Ich hole jetzt die Koffer, Gilda«, sagte er.

»Wollen Sie nicht hier übernachten?« Der Hotelier wunderte sich.

»Wir haben es uns anders überlegt.«

»Und das Kind?« fragte die Wirtin.

Glenda und ich schraken zusammen.

Das wurde auch von dieser Gilda registriert. »Bitte, Cyril, wir haben nicht mehr viel Zeit«, sagte sie schnell. »Geh schon.«

»Ist gut.«

Er ließ eine nervöse Gilda zurück, die von mir angesprochen wurde. »Darf ich um Ihren vollständigen Namen bitten?«

»Weshalb?«

»Weil ich wissen möchte, wie ich Sie anreden soll.«

»Ich heiße Gilda French.«

»Gut, mein Name ist John Sinclair. Das ist Glenda Perkins neben mir, und wie heißt Ihr Begleiter?«

»Dr. Cyril Conners.«
»Wunderbar, Mrs. French. Ich nehme an, daß Sie zum Personal der Klinik gehören?«
»Was geht das Sie an?«
»Einiges. Miß Perkins und ich befinden uns auf der Suche nach einem blonden Mädchen.«
Sie lächelte falsch. »Davon gibt es viele.«
»Das Kind heißt Julie Gladstone.«
Gilda French hob mit einer eckigen Bewegung ihre Schultern. Ein Zeichen, daß sie sich unwohl fühlte und irgendeine Tatsache verbergen wollte. »Was habe ich damit zu tun?«
»Sie waren doch mit einem Kind unterwegs – oder?«
»Wieso?«
»Natürlich, Mrs. French«, mischte sich die Hoteliersfrau ein. Sie war eine resolute Person, die mit beiden Beinen fest auf dem Boden der Tatsachen stand. »Warum geben Sie das nicht zu?«
»Tut mir leid, ich kenne keine Julie… wie hieß sie noch?«
»Gladstone.«
»Ja, meinetwegen. Ich habe kein Kind bei mir. Und mein Begleiter auch nicht. Wir haben hier nur übernachtet und…«
»Weshalb lügen Sie?« fragte ich scharf.
»Ich lüge nicht!«
»Dann lügt die Lady dort!«
»Das ist doch die Höhe, mich als Lügnerin zu beschimpfen!«
»Reg dich nicht auf, Ellen«, sagte ihr Mann. »Sei ganz ruhig, bleib cool!«
»Ich soll mich nicht aufregen, wenn man mich als Lügnerin bezeichnet, zum Henker?«
Ich hob kurz die Hände. »Bitte, Mrs. Ellen, keine Panik jetzt. Wir werden die Sache schon geregelt bekommen. Wie viele Räume sind von Mrs. French angemietet worden?«
»Drei Zimmer.«
»Darf ich sie mal sehen?«
»Gern.«
Ellen ging vor, ich schloß mich ihr an und warf noch einen Blick auf Gilda French.
Ihr Gesichtsausdruck gefiel mir überhaupt nicht. Auf ihren Lippen lag ein spöttisches Lächeln, und in ihren Augen las ich, daß wir verlieren würden.
Trotzdem ging ich mit hoch. Die Treppe war schmal, der Flur in der ersten Etage kaum breiter. Wir kamen nicht durch, weil Cyril Conners dort mit zwei Koffern stand.
»Sie wünschen?« fragte er.
»Ich möchte mir gern die Räume anschauen, die Sie bewohnt haben,

Mr. Conners.«
»Und ich habe es ihm erlaubt!«
»Bitte, wenn Sie wollen.«
»Würden Sie uns begleiten?«
»Weshalb?«
»Ich möchte nicht, daß Sie später weg sind, wenn wir unten wieder eintreffen.«
Er überlegte noch, dann hob er die Schultern und gab seine Zustimmung. Zuerst betraten wir sein Zimmer. Ein ziemlich kleiner Raum, der eine Standardeinrichtung aufwies.
Von Julie Gladstone fand ich keine Spur. Auch nicht im Zimmer der Gilda French.
Ellen schritt auf eine Verbindungstür zu, die zwei Räume voneinander trennte. Sie war verschlossen und mußte erst durch das Drehen des Schlüssels geöffnet werden.
Ich ließ Dr. Conners den Vortritt, der dann zur Seite ging, damit ich ein freies Blickfeld hatte.
Mir fiel sofort das geöffnete Fenster auf und auch das Bett, dessen Laken zerwühlt war.
»Hier hat doch jemand gelegen«, sagte ich.
»Kann sein.«
»Es war das Kind, Mr. Sinclair, glauben Sie mir«, erklärte Ellen.
»Es ist das Kind gewesen.«
Ich wandte mich an Conners. »Wo kann es jetzt sein?«
»Tut mir leid, ich weiß von nichts.«
Ellen wollte sich wieder aufregen. Sie verschluckte sich fast, dann lief sie zum Fenster, schaute hinaus, drehte sich wieder um und schüttelte den Kopf. Ihr Gesicht war blaß geworden. »Lieber Himmel, wenn ich daran denke, daß die Kleine den Raum verlassen haben könnte und sich jetzt in den Wäldern herumtreibt, wo auch dieser unheimliche Kerl lauert, der den Wagen zertrümmert hat, wird mir ganz anders.« Sie starrte Conners an. »Was sind Sie nur für ein Mensch, Mister!«
Er schwieg.
Ich streifte die freundliche Maske ab und fuhr ihn hart an. »Wo befindet sich Julie Gladstone?«
»Sie ist nicht hier. Ich kenne sie nicht!«
»Was kann dieser Mensch lügen!« sagte Mrs. Ellen und wandte sich ab.
Sie wollte Conners nicht mehr in die Augen sehen.
Ich nahm es zunächst hin. »Da Sie abreisen wollen, Dr. Conners, will ich Sie und Ihre Begleiterin nicht länger aufhalten. Ich bin sogar froh darüber, denn so können wir uns Ihnen anschließen. Wir werden gemeinsam dem Sanatorium einen Besuch abstatten.«
Der Mann erschrak, dann lächelte er. »Ja, wie Sie wollen. Ich sage

Ihnen schon jetzt, daß sie keine Spur dieses Kindes finden werden. Eines ist sicher. Sie werden sich lächerlich machen.«

»Das ist mein Problem.«

»Kann ich jetzt gehen?«

»Selbstverständlich, Dr. Conners.«

Er ging vor, ich schloß mich ihm an, Ellen machte den Schluß. Als wir das Restaurant betraten, stand Gilda French nahe der Tür. »Ich habe schon bezahlt«, sagte sie.

»Ja, ist gut.«

»Sind Sie mit dem Scorpio gekommen?« fragte ich.

»So ist es.«

»Dann bleiben wir hinter Ihnen.«

»Wie Sie möchten.«

Glenda hatte bei den jungen Leuten gesessen und mit ihnen geredet. Jetzt stand sie auf und wünschte ihnen noch alles Gute.

»Danke, das können wir brauchen.«

Fragen stellte Glenda nicht. Sie sah es meinem Gesicht an, daß ich ihr die Erklärungen auf der weiteren Fahrt liefern würde. Gemeinsam verließen wir das Restaurant und gingen hinaus in die kühle Winternacht. Die Temperaturen lagen knapp über dem Gefrierpunkt. Der Dunst hatte sich vermehrt. Zwischen den Bäumen hing er wie lange, dünne Tücher.

Gilda French und ihr Begleiter trafen noch keine Anstalten, in den Wagen zu steigen. Conners lud die Koffer ein, die Frau kam zu uns.

Sie zog dabei die Schultern fröstelnd hoch.

»Haben Sie sich entschlossen, die Wahrheit zu sagen? Mrs. French?« fragte ich.

Sie lächelte mit herabgezogenen Mundwinkeln. »Was ist wahr, was ist unwahr?« erwiderte sie philosophisch. »Ich bin der Ansicht, Mr. Sinclair, daß Sie sich etwas übernommen haben.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Inwiefern?«

»Ich möchte Ihnen einen guten Rat geben. Diese Klinik ist ein Gelände, das für Sie als Tabuzone gelten sollte. Top secret, nicht betreten. Wenn ja oder wenn Sie es auch nur versuchen sollten, würde es große Schwierigkeiten für Sie geben. Haben wir uns verstanden?«

»Nicht direkt. Was verbergen Sie dort?«

»Nichts, eigentlich. Wir möchten nur in Ruhe forschen können, verstehen Sie. Ich will Ihnen noch etwas sagen. Diese Anstalt wird vom Staat finanziert. Das heißt, hinter uns stehen mächtige Personenkreise.«

»Interessenkreise wäre besser.«

»Meinetwegen auch das. Sie können es sich noch überlegen.«

»Das haben wir schon. Wir werden Ihre Klinik nicht betreten, Mrs. French.«
»Dann sind Sie vernünftig geworden?«
»Moment, Moment, lassen Sie mich ausreden. Vorausgesetzt, Sie führen uns dorthin, wo wir Julie Gladstone finden können. Ihretwegen sind wir gekommen.«
»Ich weiß, wer Sie sind, Mr. Sinclair. Ich weiß es sogar sehr genau, glauben Sie mir. Tut mir leid, ich kann Ihnen nicht helfen.« Sie wandte sich schroff ab und ging zu Dr. Conners, der die beiden vorderen Wagentüren bereits geöffnet hatte. »Sie sind unbelehrbar«, hörten wir die Frau noch beim Einsteigen sagen.
Auch wir tauchten in den Rover.
Glenda war etwas blaß um die Nase. »Ist Julie tatsächlich nicht da?«
»So ist es.«
»Wie geht es weiter?«
»Ich habe keine Ahnung, befürchte aber, daß ihnen Julie entwischt ist. Sie hat sich aus dem Staub gemacht. Wahrscheinlich ahnte sie, was ihr bevorsteht.«
»Wenn da nur nicht dieser Zerstörer wäre, der die Gegend unsicher macht«, sagte Glenda.
»Davor fürchte ich mich auch.«
Sie schnallte sich an. »Ich habe eine ganz verrückte Idee, John. Sie ist wirklich verrückt.«
»Sag sie trotzdem.«
»Vielleicht braucht Julie vor diesem Zerstörer überhaupt keine Angst zu haben.«
»Wie kommst du darauf?«
»Es ist nur ein Gedanke. Julie ist ein besonderer Mensch. Sie kann Dinge, über die andere nur den Kopf schütteln. Sie beeinflußt Menschen und Gegenstände…«
»Und du denkst, daß sie auch diesen Mann mit der Axt unter ihre Kontrolle gebracht hat?«
»Davon könnte man ausgehen.«
Ich verzog die Mundwinkel.
»Gefällt dir nicht, oder?«
»Nicht ganz. Aber möglich ist alles. Jedenfalls war Julie verschwunden. Sie ist aus dem Fenster geklettert, das noch immer offen stand. Beweisen können wir der French und diesem Conners nichts. Da steht Aussage gegen Aussage. Mich würde es nur interessieren, wie sich die beiden verhalten, wenn sie die Klinik ohne Julie erreichen, und was sie für Ausreden haben.«
»Da brauchst du ja nicht mehr lange zu warten.«
»Das denke ich auch…«

***

Der Zerstörer und das Mädchen waren durch den Wald gegangen wie Vater und Tochter.

Julie ließ die Hand des Mannes nicht los. Seltsamerweise fühlte sie sich durch seine Gegenwart geschützt, und sie fürchtete sich auch nicht in dem dunklen Wald.

Orrie Wayne kannte sich aus. Er hatte sich oft genug in der Gegend herumgetrieben, noch vor seiner langen Gefangenschaft, in die ihn jemand geschickt hatte, mit dem er noch abrechnen wollte.

Jetzt gereichte ihm diese Ortskenntnis zum Vorteil.

Seine Axt hielt er in der rechten Hand. Hin und wieder schwang er die Waffe hoch, weil er sich mit der Klinge den Weg freischlagen mußte. Ab und zu lachte er und drückte die Hand des Mädchens fester.

Sie bewegten sich nicht auf den normalen Wegen ihrem Ziel entgegen. Quer durch den Wald streiften sie oder nahmen die schmalen Pfade, die ansonsten nur vom Rotwild benutzt wurden. Sicherheitshalber schlug Orrie einige Bögen, ohne allerdings sein eigentliches Ziel aus dem Sinn zu lassen.

Kurz vor dem Campingplatz trafen sie auf die Zufahrt. An der Barriere blieben sie stehen. Orrie deutete über die rot und weiß gestrichene Latte hinweg.

»Da stehen sie!«

Julie nickte. »Und es ist tatsächlich niemand hier außer uns?«

»So sieht es aus.«

Julie löste ihren Griff und tauchte unter dem Holz hinweg. Sie ging langsam vor, ihre Sinne waren angespannt und zu sensiblen Sensoren geworden.

Eine Gefahr hätte sie mit ihrem sicheren Instinkt sofort gespürt, aber da war keine vorhanden. Alles blieb ruhig und versteckt unter der tiefen Dunkelheit.

Die hellen Wohnwagen besaßen einen glänzenden feuchten Film.

Auf einigen Dächern lag auch eine dünne Schicht aus Rauhreif. Orrie Wayne überholte das Kind und öffnete die Tür des Wagens, die er vor einigen Stunden aufgebrochen hatte.

»Hier bist du sicher, Julie.«

Zögernd und etwas mißtrauisch betrat die Kleine den Wagen. Sie brauchte nicht den Kopf einzuziehen, blieb links vom Eingang stehen und schaute sich um.

»Was sagst du?« fragte Orrie.

»Ja, es ist nett hier. Besser als draußen zu übernachten.«

»Hier werden wir für die nächste Zeit bleiben.«

»Gibt es auch etwas zu essen?«

»Ich habe noch nicht nachgeschaut.« Er tat es jetzt und stellte fest, daß der eingebaute Kühlschrank leer war. Zu trinken fand er ebenfalls

nichts.

»Dabei habe ich Durst«, flüsterte Julie.

»Ich werde etwas holen.«

»Wo denn?«

Orrie grinste nur und verschwand. Julie blieb zurück. Zögernd durchmaß sie den Wagen und spürte genau, daß ihre Knie weich geworden waren. Bisher hatte alles gut geklappt. Würde sich das aber auch fortsetzen?

Sie ging zu der Liege, die gleichzeitig auch als Bett diente, und ließ sich darauf nieder. Wie ein schüchterner Teenager in der ersten Tanzstunde ließ sie sich auf der Kante nieder und schaute in die Dunkelheit.

Von den Einbauschränken und den Sitzgelegenheiten waren nur mehr die Umrisse zu erkennen. Weiter vorn gab es einen festgeschraubten Tisch mit ebenfalls festgeschraubten Stühlen davor.

Sie wartete auf Orrie und dachte wieder an ihren Freund aus London, an John Sinclair.

Noch immer begriff sie nicht, wie er sie so hatte enttäuschen können. Sie hatte ihm ihr Vertrauen geschenkt, und er hatte es schändlich mißbraucht. Er war nicht zur Stelle gewesen, als die beiden Fremden erschienen, diese Gilda und Cyril Conners. Menschen, die freundlich zu ihr waren, denen aber die Falschheit aus den Augen leuchtete. Julie war sensibel genug, um dies genau zu spüren.

»Warum, John?« flüsterte sie. »Warum hast du dies alles zugelassen? Warum?«

Ihre Gedanken wurden durch Schritte unterbrochen. Orrie kehrte zurück. Er lachte beim Betreten des Wohnwagens. »Ich habe etwas gefunden, Julie. Wir werden keinen Hunger leiden müssen und können auch unseren Durst löschen.«

Im Finstern kam er näher. Julie sah trotzdem, daß er eine große Tüte trug.

»Komm zum Tisch.«

Julie ging hin, während Orrie auspackte. Es waren Büchsen und Dosen. Säfte und Konserven. Sogar einen Dosenöffner hatte er gefunden. »Jetzt werden wir es uns gemütlich machen.«

»Woher hast du das?«

»Ist doch egal.«

»Nein, sag es. Du hast es gestohlen!«

Orrie saß schon am Tisch und nickte heftig. »Ja, ich habe es gestohlen. Na und?«

»Schon gut.«

Er öffnete eine Dose. »Fleisch«, flüsterte er. »Fleisch vom Schwein. Das schmeckt gut.«

»Ich muß mit den Fingern essen, nicht?«

»Schlimm?«

Er hatte es so nett gefragt, daß Julie lächeln mußte und gleichzeitig den Kopf schüttelte. Auch den Verschluß einer Coladose hatte ihr neuer Freund aufgerissen.

»Danke.« Julie war froh, ihren Durst löschen zu können. Sie trank etwas zu hastig. Cola rann an ihrem Kinn entlang in den Kragen des Winteranoraks.

Orrie saß inzwischen. Mit den Fingern holte er die Fleischstücke aus der Dose, stopfte sie in den Mund, kaute schmatzend, nickte und sagte: »Schmeckt gut, nicht?«

»Klar.«

»Ist wie früher.«

»Wie meinst du das?«

»Da war ich bei den Boy Scouts!«

»Pfadfinder?«

»Klar. Wir haben tolle Fahrten gemacht. War eine schöne Zeit, Julie, wirklich.«

»Und dann?«

Sein Gesicht verschloß sich. Er schob die Fleischdose zur Seite und sagte: »Ich will darüber nicht sprechen.«

»Mir kannst du es doch sagen.«

»Nein!«

»Haben wir nicht versprochen, uns gegenseitig zu helfen, Orrie?«

»Das schon, aber…«

»Bitte, du mußt es sagen, damit ich dich verstehe.«

Orrie wischte mit den Fettfingern durch sein Haar. Gleichzeitig scharrte er mit den Füßen. Die Erinnerung an eine der schwärzesten Zeiten in seinem Leben wühlte ihn auf. Er wußte nicht mehr, wohin er schauen sollte und hob einige Male die Schultern.

»Na gut, Orrie, wenn du nicht willst.«

»Doch, ich will ja. Es war später, weißt du? Da lernte ich ein Mädchen kennen. Ho, sie war schon, wunderschön. Ihr Haar war so blond wie deines. Ich… ich stellte sie auch meinen Eltern vor. Sie waren ebenfalls von Gloria begeistert, so hieß sie nämlich. Wir … wir wollten sogar heiraten.«

»Ihr habt es nicht getan?«

»Nein!« schrie Orrie, »nein! Es war alles anders. Ich war mal weg und kehrte früher als geplant zurück. Da habe ich sie dann erwischt. Mit zwei Freunden, weißt du?«

Julies Augen wurden groß. »Und dann?«

»Ich nahm die Axt!« flüsterte Orrie.

Das Mädchen erschrak. »Alle drei?«

»Ja.«

Julie schloß die Augen. Etwas Ähnliches hatte sie sich gedacht.

»Wie ging es weiter?« fragte sie. »Sperrte man dich ein?«
»Ja, aber nicht die Polizei. Mein eigener Vater tat dies. Er besaß ein altes Schloß. Es liegt nicht weit von hier entfernt. Um einen Skandal zu vermeiden, mußte ich von dem damaligen Zeitpunkt an in einem Verlies mein Leben verbringen. Ich wurde fast wahnsinnig. Es waren fürchterliche Jahre. Mein Vater hat sich nie blicken lassen, ich hörte aber, daß er ein bedeutender Mann geworden war.«
»Wieso?«
»Ich weiß es nicht. Er muß sehr bekannt sein. Noch bekannter als früher.«
Julie nickte. »Wer hat dich denn versorgt, als du in dem Verlies stecktest?«
»Es waren verschiedene Leute. Mal Männer, mal Frauen. Sie wurden von meinem Vater geschickt.«
»Und du hast das alles ausgehalten?«
»Ja. Ich habe mich nicht damit abgefunden, daß ich zum Mörder geworden war. Es war schlimm damals; ich habe schwer gebüßt und immer gehofft, freizukommen. Jetzt bin ich es. Du hast dafür gesorgt, kleine Julie. Nur du.« Orrie bekam große Augen. »Aber wie ist es dazu gekommen, daß du mich gefunden hast?«
Julie lächelte leicht. »Ich bin entführt worden und suchte nach Hilfe. Nach einem Verbündeten.« Sie strich verlegen durch ihr Haar.
»Ich habe besondere Kräfte, weißt du? Man hat sie als Tele-Kräfte bezeichnet. Ich kann Gegenstände bewegen, aber auch Menschen unter meine Fittiche bekommen, und ich merkte, als ich gedanklich auf der Suche nach Hilfe war, deine Ausstrahlung. Sie traf mich, ich spürte deine Verzweiflung, die der meinen glich. Da begab ich mich daran, dich zu befreien, und ich konnte auch deine Waffe holen.«
»Das habe ich gemerkt.« Er schüttelte den Kopf. »Du sprichst wie eine Erwachsene und nicht wie ein Kind.«
»Ich fühle mich auch manchmal anders, Orrie. Ich habe schon mehrmals gelebt, weißt du? Man hat mich immer getötet, wenn ich zehn oder elf Jahre alt war. Jetzt kann ich zum erstenmal länger leben. Das habe ich John Sinclair zu verdanken.«
Orrie Wayne staunte das Mädchen mit offenen Augen an. »Der dich so enttäuscht hat?«
»Ja. Ich denke daran, daß er alles aus Berechnung getan hat. Es ist schlimm, nicht?«
»Wenn es doch wahr ist!«
»Ich denke darüber nach.«
»Aber jetzt iß weiter und trinke auch. Wir müssen stark sein, wir beide. Man wird uns bestimmt jagen. Ich bin gesehen worden. Ich hätte fast wieder getötet, aber nur fast, weißt du? Ich sah einen Wagen. Darin saß ein Liebespaar. Das erinnerte mich wieder an meine

frühere Zeit…« Orries Stimme nahm an Lautstärke ab. Sie wurde leise, daß Julie nichts mehr verstand.

Ihr Beschützer beugte seinen Kopf vor und preßte sein Gesicht gegen die auf den Tisch gelegten Arme. In dieser Haltung blieb er sitzen und schluchzte.

Julie Gladstone konnte nichts mehr essen. Sie starrte ins Leere, dachte über das Gehörte nach, nur wollte es ihr nicht so recht gelingen, sich darauf zu konzentrieren. Immer wieder schob sich ein anderes Bild in ihren Gedankenstrom.

Das Gesicht des John Sinclair!

Weshalb konnte sie ihn nicht vergessen? Warum erschien immer sein Gesicht so deutlich und klar.

Julie stand auf und legte sich auf die Liege. Orrie blieb sitzen. Er weinte weiter, das Mädchen aber wollte sich auf John Sinclair konzentrieren. Wenn sein Bild so überaus deutlich vor ihrem geistigen Auge stand, hatte dies etwas zu bedeuten.

Sie schloß die Augen und verfiel in den Zustand der tiefen Konzentration. Andere Einflüsse durften sie jetzt nicht stören. Wichtig war allein der Geisterjäger.

Minuten vergingen. Julie Gladstone lag so starr auf der Liege wie eine Tote. Niemand hätte ihr angesehen, unter welch starker Konzentration sie stand. Ihre Gedanken hatten sich auf die Reise begeben, sie überwanden den Raum, tasteten in eine Leere hinein, die trotzdem keine wahr, sie suchten Kontakt – und fanden ihn.

Heftig richtet sich Julie auf. Sie war verwirrt, bewegte ihren Kopf, schaute hin zum Tisch, wo sie den Schatten ihres neuen Freundes sah. Orrie war eingeschlafen und schnarchte leise vor sich hin.

Kontakt mit John Sinclair!

Das konnte nur eines bedeuten..

Er hielt sich in ihrer Nähe auf. Und vielleicht kam er sogar her, um sie zu suchen.

Julie drehte den Kopf. Auf dem Boden stand das Beil. Mit dem Griff lehnte es an der Wand.

Ihr Blick blieb an der hellen Stahlklinge hängen, und ein Sturm böser Gedanken durchtoste ihren Kopf.

Ihretwegen konnte John Sinclair ruhig kommen…

***

Ohne Führung hätten wir bestimmt Mühe gehabt, das Sanatorium zu finden, so versteckt lag es innerhalb eines waldreichen Geländes eingebettet. Von den Mauern war auch im Winter nichts zu sehen, und es führte nur ein ziemlich versteckter Weg zu diesem geheimnisvollen Gelände hin, das durch modernste Elektronik – sprich Infrarot-Überwachungsgeräte – gesichert war.

Es brannten auch einige Scheinwerfer. Sie aber waren so abgedeckt, daß ihr Licht nur nach unten gegen den Boden strahlte und sich ansonsten nicht ausbreiten konnte.

Wir rollten gut zehn Yards hinter dem Scorpio her, der mit normaler Geschwindigkeit gefahren wurde und vor einem breiten, dunkel gestrichenen Eisentor stoppte.

Auch ich hielt an und beugte mich leicht nach vorn. Im Glanz der Armaturenbeleuchtung wirkten unsere Gesichter kantig und bleich.

»John!« flüsterte Glenda und tastete nach meiner Hand. »Ich… ich fürchte mich.«

»Du?«

»Ja, stell dir mal vor.«

»Aber es ist nichts Unheimliches geschehen. Wir haben keine Dämonen vor uns, keine Werwölfe oder Vampire, wir…«

»Das ist es ja eben. Diese Normalität bereitet mir Angst. Die Überwachung, das Tor, das Lager hier mitten im Wald. Das ist eine verdammte Realität, die wir nicht wegdiskutieren können. Tür mir leid, ich komme nicht dagegen an.«

»Vielleicht hast du recht«, gab ich leise zurück. »Möglicherweise ist dies hier der wahre Horror. Niemand weiß, was hinter den dicken Mauern und verschlossenen Türen geschieht, wonach geforscht wird, was man sucht, was man letztlich findet und was dann kaum noch von einem Menschen zu verantworten ist.«

Wie die beiden Personen im Scorpio vor uns mit den anderen Menschen hinter dem Gitter in Kontakt getreten waren, hatten wir nicht erfahren können. Jedenfalls schafften sie es, eingelassen zu werden, denn am Tor leuchtete plötzlich eine Lampe dunkelrot auf, dann glitt der Eingang für uns lautlos zur Seite.

Das Tor war mit einem Teil seiner unteren Hälfte im Boden versteckt. Dort lief es auf einer Schiene.

Der Scorpio rollte an.

»Dann wollen auch wir mal«, sagte ich zu Glenda und lächelte ihr aufmunternd zu. »Keine Sorge, Mädchen, wir packen es schon. Den Kopf wird man uns nicht abreißen.«

»Ich hänge auch sehr daran.«

Auch wir durften durchfahren und waren kaum auf das Gelände gerollt, als von beiden Seiten her die Männer einer Wachmannschaft vor unseren Wagen sprangen und die Läufe ihrer Maschinenpistolen auf den Rover richteten.

Ich bremste und sagte gleichzeitig zu Glenda, während das Tor sich hinter uns schloß: »Müssen die eine Angst haben!«

»Dann haben sie auch was zu verbergen.«

»Bestimmt!«

Jemand riß die Türen vorn auf. Waffenläufe zielten gegen uns.

»Aussteigen!« hörten wir einen scharfen Befehl.

Ich blieb sitzen. Diesen Ton mochte ich nicht nur, ich haßte ihn regelrecht. »Bin ich hier in einem sibirischen Gefangenenlager?« fragte ich.

»Steigen Sie aus!«

»Sicher, das hätten wir sowieso getan. Nur etwas freundlicher bitte!« Ich löste den Gurt und schwang bewußt langsam die Beine aus dem Wagen.

Auch Glenda hatte den Wagen verlassen. Sie wurde ebenso von Waffenmündungen bedroht wie ich. Die Bewacher hatten uns eingekreist. Als Kleidung trugen sie graue Uniformen mit Schirmmützen.

»Laßt mich mal durch!« hörte ich die mir bekannte Stimme des Dr. Conners.

Einige Wächter traten zur Seite, damit er Platz bekam. Spöttisch lächelnd schlenderte er heran, eine Hand in der linken Tasche seines dunklen Mantels vergraben.

»Jetzt sind Sie am Ziel, Sinclair!«

»Das sehe ich.«

»Und nun?«

»Sind Sie der Chef dieser komischen Anlage?«

»Nein.«

»Wer ist es denn?«

»Professor Wayne!«

Ich hob die Schultern. »Den kenne ich nicht.«

Conners lachte. Im Hintergrund sah ich Gilda French stehen. »Das wird sich sehr bald ändern. Professor Wayne ist nämlich begierig darauf, Sie zu empfangen.«

»Das freut mich!«

Dr. Conners schüttelte den Kopf. »Noch können Sie sich freuen, Sinclair, noch.« Dr. Conners bewegte den Kopf. Mit dieser Geste waren die Wächter angesprochen. »Los, schafft ihn zum Chef!«

Sie führten uns ab wie Schwerbewaffnete. Nach Waffen untersuchten sie uns nicht. Aber wir hatten auch so keine Chance, uns gegen die zur Wehr zu setzen.

Glenda ging dicht neben mir her. »Was meinst du, John? Wie hart wird es werden?«

»Nicht besonders.«

»Wieso nicht?«

»Glaubst du denn, daß sich dieser Professor Wayne einen oder zwei Morde leisten kann?«

»Stimmt auch wieder.«

»Ich nehme eher an, daß er uns ausquetschen wird. Ein Verhör, mehr wahrscheinlich nicht. Der wird sich bestimmt denken können, daß

andere Leute ebenfalls eingeweiht sind.«

Wir brauchten nicht weit zu gehen. Von der gesamten Anlage sah ich so gut wie gar nichts. Man hielt das Areal in der Nacht bewußt dunkel. Nur nicht zuviel Aufmerksamkeit erregen.

Ich erkannte einen kleinen Fuhrpark, sah auch den Kühlturm in den Nachthimmel ragen, blitzende Antennen auf Flachdächern, ansonsten marschierte ich neben Glenda über den blanken Beton, begleitet und flankiert von unseren Bewachern.

Dr. Conners und Gilda French ließen sich nicht blicken. Ich rechnete jedoch damit, zumindest einen von ihnen später bei diesem Professor wiederzufinden.

Manchmal schaute mich Glenda mit ernster Miene an. Dann zwinkerte ich ihr stets zu und lächelte.

Das Hauptgebäude oder meinetwegen auch die Kommandozentrale befand sich in einem flachen Gebäude rechts vom Eingang.

Die breite, schußsichere Glastür öffnete sich vor uns automatisch. Im Innern strahlte das Licht aus Leuchtstoffröhren. Es paßte zu dem kahlen Flur, an dessen in gebrochenem Weiß angestrichenen Wänden kein einziges Bild hing, das die Gesamtatmosphäre freundlicher gemacht hätte.

Die Echos der harten, gleichmäßig gesetzten Stiefeltritte unserer Bewacher klangen in den Ohren wie Marschmusik. Das paßte alles zusammen. Glenda hob die Schulter. Sie fröstelte. Es lag sicherlich an der gesamten Atmosphäre.

»Hier könnte ich nicht arbeiten«, flüsterte sie.

»Frag mich mal.«

Vor einer Holztür blieben wir stehen. Hier wurde nicht geklopft, dafür eine Codekarte in den neben der Tür installierten kleinen Kasten geschoben.

»Bitte?« Die Stimme drang aus dem Lautsprecher.

»Professor, wir sind es mit den beiden…«

»Schicken Sie die Leute zu mir!«

»Sehr wohl, Sir.«

Wir hörten ein Summen, die Tür schwang auf, und wir konnten über die Schwelle treten. Unsere Bewacher blieben zurück. Der Professor schien Vertrauen zu uns zu haben.

Die Größe des Büros überraschte mich ebenso wie die Einrichtung. Gute Möbel aus Stahlrohr, ein Teppichboden in weichen Farben und eine helle Ledersitzgruppe, von der sich ein Mann im grauen Zweireiher erhob und uns prüfend entgegenschaute.

»Ich bin Professor Wayne«, stellte er sich vor. »Willkommen zu dieser späten Stunde.«

Er besaß eine sonore, beruhigend wirkende Stimme. Im Alter mochte er zwischen 50 und 60 liegen. Sein Haar war grau geworden, wuchs

aber noch dicht auf dem Kopf. Er trug eine Brille mit schwarzem Rand, kein Bart bedeckte sein Gesicht, und das Hemd unter dem grauen Anzug zeigte schmale Streifen. Die Krawatte war sorgfältig gebunden.

Er reichte uns die Hand. Zuerst Glenda, die er anlächelte, dann mich. Mir schaute er prüfend in die Augen. Ich hielt seinem Blick stand. Dabei fragte ich: »Sind wir allein?«

»Ja, unter uns. Wieso, Mr. Sinclair? Haben Sie noch jemand anderen bei mir erwartet?«

»Ich dachte an diesen Dr. Conners.«

Er lachte. »Den mögen Sie wohl nicht?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Als Sie nach ihm fragten, sagte mir dies der Klang ihrer Stimme. Aber nehmen Sie doch Platz. Darf ich Ihnen einen Kaffee anbieten?«

Dagegen hatten wir nichts.

Wayne stellte Tassen auf ein Tablett und füllte sie mit Kaffee aus der Warmhaltekanne. Zucker und Milch brachte er auch, setzte sich uns gegenüber und entschuldigte sich zunächst einmal für das Verhalten seiner Leute.

»Geschenkt, Professor«, sagte ich, winkte ab und nahm den ersten Schluck Kaffee, der mir guttat.

Auch Glenda trank. Sie würde sich mit Fragen zurückhalten. Es war meine Sache, gewissen Dingen auf den Grund zu gehen.

»Ich weiß natürlich, wer Sie sind, Mr. Sinclair«, begann der Professor. »So einsam leben wir schließlich nicht, als daß Ihr Name und Ihr Ruf nicht bis zu uns hochgeklungen wäre.«

»Hören Sie auf, Professor. Kommen wir lieber zur Sache.«

»Dafür bin ich auch.«

»Sie wollten Julie Gladstone!«

Er lehnte sich zurück und sagte. »Das stimmt!«

»Weshalb?«

»Fragen wir anders. Wo hätte sie sonst hingesollt, Mr. Sinclair?«

»Da hätte ich schon eine Möglichkeit gefunden.«

Er nickte. »Sie vielleicht, aber andere denken da nicht so. Dieses Mädchen ist ein parapsychologisches Phänomen, um das wir uns einfach kümmern müssen, bevor es andere tun. Die Libyer waren dicht dran. Wenn ich Julie also genommen hätte, dann hätte das auch ihrer Sicherheit gedient. Das zuerst.«

»Wiegt dies die Experimente auf, die Sie mit dem Kind angestellt hätten, Professor?«

Er schüttelte den Kopf und zog ein Gesicht, als wäre er mir böse.

»Experimente. Ich bitte sie, Mr. Sinclair. Welch ein häßliches Wort! Es ist unsere Arbeit.«

»Man kann eine Sache aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten.

Julie ist ein Kind. Sie wäre in diesem Institut eingegangen. Ihr hätte die Luft zum Atmen gefehlt. Und dann diese Entführung, das heimliche Abholen…«

Wayne hob die Hand. »Moment, Mr. Sinclair. Von einer Entführung kann doch wohl keine Rede sein. Alles ist ordnungsgemäß abgelaufen. Meine beiden Mitarbeiter haben dem Mädchen nichts zuleide getan. Julie ist kein Haar gekrümmt worden.«

»Stimmt. Trotzdem wollte sie nicht.«

»Das akzeptiere ich.« Er beugte sich vor und lächelte. »Sie ist ja auch nicht hier – oder?«

»Genau.«

»Wissen Sie, wo Julie steckt?«

»Nein, dann wären wir nicht hier. Ich hatte nämlich vor, mit ihr zu reden, Professor.«

»Und dann?«

»Alles weitere hätte sich ergeben.«

»Sie mögen das Mädchen, nicht?«

»Ja.«

»Das beruht wohl auf Gegenseitigkeit. Jedenfalls ist sie schlauer gewesen, als wir angenommen haben. Sie entwischte Dr. Conners und Mrs. French, wobei ich jetzt um ihr Leben fürchte, denn, wie mir berichtet wurde, muß sich ein Irrer hier herumtreiben und mit einem Beil bewaffnet sein.« Während dieser Worte rieb er seine Fingerspitzen gegeneinander, als wäre er sehr nervös.

»So ist es.«

»Sie haben den Mann nicht zufällig gesehen?«

»Nein.«

»Was interessierte Sie denn an ihm so sehr?« fragte Glenda in die Schweigepause hinein.

»Ich bin Wissenschaftler, auch Psychologe. Ich leite ein Institut, in dem wir unsere Forschungen in die auch menschlichen Grenzbereiche vorgetrieben haben, und dieser Mann mit der Axt scheint ja nicht in den normalen Rahmen zu passen.« Er lehnte sich zurück und hob einen Arm. »Mr. Sinclair, können Sie den Mann beschreiben, obwohl sie ihn nicht gesehen haben?«

»Ja. Ich sprach mit Polizisten, die eine Beschreibung von den Zeugen bekommen hatten.«

»Verraten Sie mir die?«

»Weshalb, Professor? Was könnten Sie damit anfangen? Im Prinzip doch gar nichts – oder?«

»Möglicherweise kenne ich den Mann!«

»Ach.« Ich tat erstaunt. »Könnte er vielleicht vor Ihnen geflohen sein? Haben Sie ihn hier behandelt?«

»Hören Sie doch auf, Mr. Sinclair. Sie tun, als wäre dieses Institut

eine Folterkammer.«

»Es kommt darauf an, wie man den Begriff Folterkammer versteht, wissen Sie?«

»Ja, ja, alles klar. Ich kann Sie nicht von unserer Arbeit überzeugen. Bitte, lassen Sie die Emotionen beiseite und geben Sie mir eine Beschreibung des Mannes.«

»Mach doch, John!«

Ich hatte Wayne bewußt zappeln lassen. Er war ein Typ, der alles tat, aber nichts zugab. Sehr glatt, karrierebewußt. Vielleicht mußten diese Leute so sein.

»Also gut«, sagte ich und wiederholte in etwa das, was man mir gesagt hatte.

Der Professor hörte zu. Sein Gesicht wirkte zunächst steinig. Je länger ich sprach, um so mehr zeigten sich die Gefühle. Dann nickte er und mußte sogar ein Taschentuch zücken und sich über die Stirn wischen. »Ja, Mr. Sinclair, das ist er.«

»Wer ist es?«

Der Professor stand auf. Er konnte uns bei seiner Antwort wohl nicht in die Augen sehen. Zum Fenster hin gewandt, blieb er stehen und sprach gegen die Scheibe. »Sie werden es kaum glauben, aber ich kenne den Mann sehr gut. Er trägt den gleichen Namen wie ich.«

»Soll das heißen…?«

Scharf drehte er sich um. »Ja, Mr. Sinclair, das soll heißen, daß dieser Mann mein Sohn ist…«

***

Da saßen wir nun und waren nicht in der Lage, auf dieses Geständnis eine Erwiderung zu geben. Glenda und ich wirkten wie versteinert, meine Sekretärin noch stärker als ich, und sie konnte auch nur die Schultern heben.

»Ist das wahr?« fragte ich.

»Ich habe keinen Grund, Sie zu belügen, Mr. Sinclair.«

Ich atmete tief aus. »Darf ich rauchen?« fragte ich.

»Bitte, geben Sie mir auch eine.«

Wayne bekam das Stäbchen, auch Feuer. Seine Hand zitterte. Er rauchte tief und lehnte sich zurück. »Ich will Ihnen die Erklärung geben, Sie haben ein Recht darauf. Dabei muß ich weit ausholen, tief in die Vergangenheit hineingehen…«

Glenda und ich erfuhren eine tragische Geschichte. Wir hörten von einem dreifachen Mörder, der von seinem Vater der Karriere wegen vor der übrigen Welt im Verlies eines Schlosses verborgen gehalten wurde, damit niemand auf die Idee kam, nach ihm zu forschen. Und Wayne hatte es geschafft, der Polizei ein Schnippchen zu schlagen. Jahrelang war Orrie, sein Sohn, nicht unter die Augen der

Öffentlichkeit getreten. Erst vor kurzem hatte er sich befreien können.

»So, jetzt wissen sie alles, Mr. Sinclair!«

Ich schüttelte den Kopf. »Wie kann man als Vater nur so handeln?«

»Das sagen Sie. Ich stand am Beginn einer Laufbahn. Hätte ich einen Sohn als Mörder gehabt, hätte man mit Fingern auf mich gezeigt. Und mir gehörte nun mal das Schloß. Ein Erbstück, das mir sehr gelegen kam.«

»Sie hätten ihn auch weiterhin eingesperrt?«

»Ja.«

»Bis zu seinem Tode etwa?« fragte Glenda.

»Ich weiß es nicht!« lautete die keuchend gesprochene Antwort.

»Ich weiß es wirklich nicht.«

»Lassen wir die Spekulationen«, sagte ich. »Jetzt ist Orrie frei, und wir haben uns damit abzufinden. Ich frage mich nur, wie er es geschafft hat, freizukommen und dabei an die… Mordwaffe gelangte?«

»Sie befand sich noch im Schloß.«

»Ach so. Zunächst einmal mußte er die Mauern des Verlieses überwinden, oder nicht?«

»Ja.«

»Wer könnte ihm dabei geholfen haben?«

»Keine Ahnung.«

»Vielleicht Julie«, warf Glenda ein.

Ich runzelte die Stirn. »Meinst du wirklich?«

Sie nickte. »Das kann ich mir gut vorstellen. Sie wird gespürt haben, daß im Verlies jemand sitzt, der…«

»Ich weiß nicht so recht. Es spielt auch keine Rolle. Für uns ist wichtig, daß wir ihn wieder einfangen, bevor er damit beginnt, Menschen zu töten.«

»Entschuldigen Sie, Mr. Sinclair, aber ich möchte noch einmal die Worte Ihrer Begleiterin aufnehmen. Es ist durchaus möglich, daß sich die beiden getroffen haben und sich nichts tun. Orrie ist kinderlieb gewesen, er war eigentlich ein lieber Mensch, er ist nur schwer enttäuscht worden…«

»Wie Julie Gladstone«, sagte Glenda. »Aber sie allein durch dich, John.«

»Ich weiß«, erwiderte ich kratzig.

Der Professor schaute mich an. »Mr. Sinclair«, sagte er. »Ich möchte, daß Sie mich nicht als Feind ansehen, dafür als Verbündeten. Ich bin bereit, mit Ihnen zusammenzuarbeiten. Ich möchte Ihnen meine Hilfe anbieten bei der Suche nach Julie.«

»Und Ihrem Sohn.«

»Das versteht sich.«

»Wie haben Sie sich eine Suche denn vorgestellt? Wollen Sie in die Wälder laufen und sie durchkämmen?«

»So ähnlich. Nur werden wir nicht allein losgehen, wir setzen unser Wachpersonal ein. Zudem besitzen wir Hunde, die Spuren aufnehmen können, und ich bin sicher, daß wir noch in dieser Nacht Erfolg haben werden.«

»Ich aber nicht.«

Mit dieser Bemerkung hatte ich den Professor irritiert. »Wieso nicht?«

»Wenn wir die beiden suchen, dann höchstens zu dritt. Miß Perkins, Sie und ich.«

Seine Lippen zuckten. »Meinen Sie?«

»Natürlich.«

»Wissen Sie eigentlich, wie groß das Gelände ist, das wir durchkämmen müßten?«

Der Professor bekam von mir keine Antwort, denn etwas hatte mich gestört und abgelenkt. Es hing mit meinem Kreuz zusammen, das mir eine Botschaft übermitteln wollte.

Jemand meldet sich auf mentaler Ebene.

Da war eine Stimme, sanft, weich, wie die eines Kindes.

Julie!

***

Ich konnte nicht anders, ich sprach den Namen auch aus und alarmierte damit Glenda und den Professor.

Glenda starrte mich an. »Was… was hast du denn, John?«

Ich schüttelte den Kopf. Eine Antwort bekam sie von mir nicht, weil ich mich auf die Stimme konzentrieren mußte. Nicht ohne Grund hatte Julie Kantakt mit mir aufgenommen.

Ich merkte kaum, daß ich die Beine ausstreckte und dabei war, mich zu entspannen, mich gleichzeitig jedoch konzentrierte und stark auf die Stimme achtete.

Es gab keinen Zweifel, das war Julie, die mit mir Kontakt aufgenommen hatte. Was sie mir »berichtete«, hob meine Laune nicht gerade an. Ich vernahm Worte, mit denen ich eigentlich hatte rechnen müssen, aber trotzdem überrascht wurde.

»Nie hat mich jemand so enttäuscht wie du, John. Ich habe dich für einen Freund gehalten, das stimmt nun nicht mehr. Du bist kein Freund. Du hast mich verraten. Du bist nicht besser als die anderen. Aber ich habe einen neuen Freund gefunden. Wir sind bereit, es der Welt zu zeigen, zu beweisen, wie mächtig wir sind. Jetzt brauche ich dich nicht mehr, John. Ich habe eine neue Heimat gefunden. Und ich werde dich finden. Ich bin in deiner Nähe. Vielleicht kommen wir in dieser Nacht, vielleicht auch erst in der nächsten oder später in London. Aber ich werde kommen, John, ich werde dich zur Verantwortung ziehen. Es ist schade, so schade…«

Ihre Stimme entschwand, doch ich wollte einfach nicht aufgeben und

»rief« nach ihr.
Über das Kreuz, das meine geistigen Kräfte verstärkte, bekam ich wieder einen Kontakt.
»Was willst du noch?«
»Mit dir sprechen…«
»Nein, nicht jetzt.«
»Ich möchte dich sehen.«
»Das glaube ich dir. Aber du hast mich verraten, John.«
»Es stimmt nicht, Julie. Ich habe dich nicht verraten. Ich bin dir nachgefahren, um dich…«
»Das glaube ich dir nicht, John. Leb wohl…«
Diesmal öffnete ich die Augen und sah, daß mich der Professor und Glenda gebannt anschalten.
»Hast du Kontakt mit ihr gehabt?« fragte Glenda.
»Ja.«
Wayne schlug mit der flachen Hand auf seinen Oberschenkel.
»Wieso? Auf telepathischem Wege?«
»Natürlich.«
»Was hat sie Ihnen mitgeteilt?«
Ich hob die Schultern. »Julie befindet sich nicht sehr weit entfernt, das habe ich herausfinden können. Aber da ist noch etwas. Sie hält mich für einen Verräter. Das heißt, sie gibt mir die Schuld daran, daß sie abgeholt wurde.«
»Das ist doch Unsinn. Das Ministerium hat sich mit mir in Verbindung gesetzt, um…«
»Professor«, sagte ich sanft und gleichzeitig vorwurfsvoll.
»Wollen Sie dem Kind das erzählen?«
»Natürlich, ich…«
»Julie würde Ihnen kein Wort glauben, was ich auch verstehen kann. Sie ist zu sehr enttäuscht worden, auch durch mich.«
Wayne dachte praktisch. »Wenn sie sich in der Nähe befindet und sie nicht gelogen hat, müßte der Ort nicht weit von hier entfernt liegen, wie ich meine.«
»Das kann schon sein.«
»Dann würde sich auch eine Suchaktion lohnen, Mr. Sinclair.«
Ich schüttelte den Kopf. »Wir würden sie und Ihren Sohn, Professor, nur kopfscheu machen.«
»Er ist bei ihr?«
»So sieht es aus!«
Wayne lehnte sich zurück und preßte seine Handflächen gegen beide Wangen. »Ich komme darüber nicht hinweg«, flüsterte und schüttelte den Kopf.
Mit diesem Mann konnte ich kein Mitleid haben. Einer Karriere wegen hatte er seinem Sohn Schlimmes angetan, ihn gehalten wie ein

Stück Vieh, wie ein Monstrum, das man am besten vor der Außenwelt versteckt hielt. So etwas durfte ein Vater nicht tun, das war in meinen Augen unverantwortlich.

»Jedenfalls müßten wir uns auf den Weg machen und Julie finden«, sagte ich zu Glenda.

Sie schaute skeptisch. »Kannst du nicht versuchen, noch einmal mit ihr Verbindung aufzunehmen?«

»Versuchen ja. Es würde keinen Erfolg geben. Julie diktiert, was zu tun ist, nicht ich.«

»Dann weiß ich auch nicht mehr weiter.«

»Professor Wayne«, sprach ich mein Gegenüber hart an. »Sie kennen sich in der Gegend aus. Wo gäbe es einen Platz, an dem sich zwei Menschen aufhalten und einigermaßen ruhig die Nacht verbringen könnten?«

»Überall.«

»Ja, der Wald ist dicht. Wir könnten wochenlang suchen, aber in der Nacht sehnt man sich nach einem Unterschlupf. Wir haben Winter, im Sommer wäre das etwas anderes. Bei diesen Temperaturen allerdings…«

»Richtig, Mr. Sinclair, richtig«, unterbrach er mich. »Ich bin ebenfalls Ihrer Meinung.«

»Wissen Sie einen Ort, wo Sie sich versteckt halten würden, wenn Sie einer der beiden wären?«

»Das ist eine Frage«, sagte er kopfschüttelnd und nickte einen Moment später. »Ja, ich wüßte einen. In meiner alten Burg, das wäre für beide ideal.«

»Daran glaube ich wiederum nicht.«

»Was ist der Grund?«

»Glauben Sie denn im Ernst daran, Professor, daß Ihr Sohn wieder dorthin gehen würde, wo man ihn all die Jahre über festgehalten hat? Freiwillig bestimmt nicht, nur unter Zwang. So jedenfalls sehe ich die Sache. Vielleicht liege ich auch falsch…«

»Nein, da haben Sie recht, Mr. Sinclair. Psychologisch betrachtet, stimmt das schon. Ich glaube auch nicht, daß wir die beiden dort finden könnten.«

»Dann eben woanders.«

»Ja, ja«, sinnierte der Professor und schaute auf seine blankgeputzten Schuhe. »Bestimmt woanders…« Er dachte scharf nach.

Glenda und ich schwiegen, weil wir ihn nicht stören wollten. Bis er plötzlich den Kopf hob und mit den Fingern schnippte. »Da gäbe es noch eine Möglichkeit«, sagte er. »Sie ist sogar ziemlich wahrscheinlich, gar nicht mal schlecht. Da könnten sie die Nacht ungestört verbringen.«

»Wo?« fragte ich nur.

»Nicht weit entfernt von hier gibt es einen Campingplatz, auf dem die Städter in der kälteren Jahreszeit ihre Wohnwagen abstellen. Er liegt mitten im Wald und demnach sehr versteckt. Das wäre für die beiden überhaupt die Chance!«

Tatsächlich, der Mann hatte recht. Das war nicht nur eine Chance, sondern *die* Chance für uns.

Ich erhob mich bereits. »Wie lange müssen wir fahren, um den Platz zu erreichen?«

»Knapp eine Viertelstunde, glaube ich.«

»Und Sie kennen den Weg?«

»Sicher.«

»Worauf warten wir noch? Kommen Sie, Professor, wir nehmen meinen Wagen…«

***

Julie hatte Tränen in den Augen, als sie sich aufrichtete und das Bett verließ. Sie hatte mit John Sinclair Kontakt aufgenommen, hatte seine Gedanken gespürt und ihre kreuzen lassen. Alles war so einfach gewesen, so herrlich glatt gelaufen, es hatte keinerlei Probleme gegeben, sie hatte sich mit dem Geisterjäger unterhalten können und ihm auch die entsprechenden Vorwürfe gemacht, nun aber setzten sich dennoch Zweifel in ihr fest.

John Sinclair hatte sich nicht selbst als Verräter bezichtigt und sich entsprechend gewehrt.

Julie war sehr sensibel und auch sensitiv veranlagt. Sie spürte, daß John eigentlich nicht log. Wenn das tatsächlich stimmte, mußte sie sich geirrt haben.

Das wiederum wollte sie nicht glauben, auch wenn er ihr nachgefahren war. Er hatte sich bestimmt nur davon überzeugen wollen, wie man sie unterbrachte.

Neben Orrie blieb sie stehen. Der Mann schlief noch immer. Sein Oberkörper war nach vorn gesunken, das Gesicht hatte er in den angewinkelten Armen vergraben.

Sie wollte ihn erst wecken, entschied sich jedoch anders und ging zur Tür, nicht ohne zuvor noch einen Blick auf die hochkant gestellte Axt geworfen zu haben.

Wieder durchströmten schlimme Gedanken ihren Kopf, und sie beschäftigten sich einzig und allein mit John Sinclair.

Sie drückte die Tür auf und verließ den Wagen. Dann stand sie vor dem Gefährt.

Der Campingplatz lag eingehüllt in tiefes Schweigen. Selbst die Vögel schliefen, dafür waren die Tiere der Nacht erwacht. Irgendwo im Unterholz knackte und raschelte es immer.

Manchmal wehte der Wind durch das Geäst der Bäume. Die

Nadelhölzer, die ihr grünes, sommerliches Kleid nicht abgelegt hatten, bewegten dann zitternd die Zweige, als wollten sie dem einsam dastehenden Mädchen zuwinken.

Die zahlreichen Campingwagen standen sich in zwei Reihen gegenüber. Julie ließ ihre Blicke über die andere Reihe streifen. Kein Wagen war bewohnt. Nirgendwo brannte Licht. Von der linken Seite her, wo sich auch die Barriere befand, trieben Dunstschleier auf den Platz. Sie verdeckten auch den Asphalt der Zufahrtstraße.

Julie fühlte sich nicht gut. Sie mußte ständig an das Gespräch mit John Sinclair denken, und abermals kamen ihr Zweifel, ob sie sich ihm gegenüber richtig verhielt.

Hatte er sie doch nicht verraten?

Sie focht einen innerlichen Kampf aus, hob den Blick, als könnten ihr die dunklen Nachtwolken eine Antwort auf die brennende Frage erteilen.

Hinter ihr hörte sie ein knarrendes Geräusch. Sie drehte sich um und sah Orrie Wayne in der offenen Tür stehen. Er reckte sich und schüttelte den Kopf.

»Weshalb stehst du hier draußen, Julie?«

»Ich muß nachdenken.«

»Aber es ist kalt.«

»Das macht mir nichts. Ich bin dick angezogen.« Sie lächelte Orrie zu.

Er kam näher und beugte sich, als er neben ihr stand, tiefer. »Julie, du bist so komisch geworden.«

»Wieso?«

»Etwas stimmt nicht mit dir. Du warst vorher anders.« Er legte seine Hände auf ihre Schultern. »Hast du etwas?«

»Ich denke nach.«

»Über deinen ehemaligen Freund?«

»Ja.«

»Bist du zu einem Ergebnis gekommen? Soll ich ihn jetzt schon töten, weil er dir Schlimmes angetan hat?«

»Das weiß ich eben nicht.«

»Ob er dir Schlimmes angetan hat?«

»So ist es.« Sie holte tief Luft und schabte mit der Schuhspitze über den weichen Boden. »Ich habe mit ihm Kontakt aufgenommen. Er hat behauptet, daß er mich nicht verraten hat. Er ist hinter mir hergefahren, um mich zurückzuholen.«

»Das glaubst du?«

»Ich zweifle noch!«

Orrie stellte sich aufrecht hin. »Nein!« sagte er laut und deutlich.

»Nein, sie sind alle gleich. Ob es dein Freund ist oder mein Vater. Sie verraten uns, wenn es um ihre eigene Haut geht. Es gibt keine Liebe unter den Menschen, das habe ich erleben müssen.«

»Eigentlich ist John Sinclair anders.«
Orrie hob die Schultern. »Du mußt es wissen, ja, du mußt es wirklich wissen. Aber ich sage dir eines: Er ist ein Polizist. Wenn er mich findet, wird er mich verhaften wollen. Soweit lasse ich es nicht kommen. Ich schlage ihn vorher tot!« Nach diesen Worten drehte sich Orrie um und verschwand im Wohnwagen.
Julie schaute ihm noch nach. Orrie kam sehr schnell wieder zurück. Diesmal hatte er die Axt nicht im Wagen gelassen. Er umklammerte den Griff mit der rechten Hand und schwang die Klinge hoch. »Damit, Julie, werde ich ihn umbringen.«
»Aber ich möchte vorher mit ihm reden.«
»Das habe ich nicht gern.«
»Er soll eine Chance bekommen.«
»Hat er dir eine gegeben?«
»Ja, in Buckland im Moor gab er mir die Chance.«
»Ich habe keine bekommen.« Orrie wollte noch etwas sagen, Julie aber streckte ihren Arm aus, und der Mann verstand die Geste. Er hielt den Mund.
Das Mädchen zeigte auf die Barriere.
»Was ist denn da?« flüsterte Orrie.
»Ich habe Lichter blitzen sehen.«
»Wo?«
»Im Wald!«
»Was bedeutet das?«
»Ich glaube, sie suchen uns und werden auch zum Campingplatz kommen. Da fährt ein Auto…«
Orrie ging zurück. »Ich werde mich verstecken!« sagte er zischend. Bevor Julie noch etwas erwidern oder dagegensprechen konnte, war er schon verschwunden.
Er konnte in die leeren Räume zwischen die Wagen getaucht sein, sich aber auch im Wald verborgen halten.
Julie wartete noch.
Das Licht hatte sie beim erstenmal nur kurz gesehen, jetzt allerdings, als der Wagen in eine Kurve fuhr, sah sie die beiden Scheinwerfer schon deutlicher.
Es gab nur diesen einen Weg zum Platz, und Julie wußte auch, wer dort kam.
John Sinclair!
Sie nickte sich selbst zu und zog sich dann zurück. So leicht würde sie es ihm nicht machen…

***

Professor Wayne hatte sich kaum geirrt. Mit einer Viertelstunde Fahrzeit waren wir zwar nicht ausgekommen, wir erreichten unser

Ziel aber nach zwanzig Minuten, und ich sah im Licht der beiden Scheinwerfer die Barriere angestrahlt, die den Weg zum Platz versperrte. Dicht davor ließ ich den Rover ausrollen.

»Wollen Sie den Schlagbaum anheben?« fragte Wayne, der im Fond des Wagens hockte.

»Nein.« Ich hatte gesehen, daß sie von Hand nicht bewegt werden konnte. Da mußte schon jemand den Motor einschalten.

Ich stieg als erster aus, auch Glenda verließ den Wagen zur gleichen Zeit mit mir, während Professor Wayne noch zögerte. Ich konnte ihn gut verstehen. Während der Fahrt war er sehr unruhig gewesen. Kein Wunder, er konnte damit rechnen, mit seinem Sohn zusammenzutreffen, der ihm die schlimmen Sünden der Vergangenheit auf drastische Art und Weise vorhalten würde.

»Wollen Sie im Wagen bleiben?« fragte ich ihn.

»Er böte kaum Schutz vor einer Axt.«

»Da haben Sie recht, Professor.«

Also stieg auch Wayne aus und blieb neben uns stehen, als wir die Barriere überwunden hatten.

Unsere Blicke glitten über den Campingplatz, auf dem sich kein Leben zeigte. Er lag in einer absoluten Stille. Die Wagen schienen sich zwischen den Bäumen zu ducken.

Die Leere ließ mich frösteln. Vielleicht auch deshalb, weil mich das Gefühl überkam, beobachtet oder belauert zu werden, das merkte auch Glenda.

»Hast du was, John?«

»Ich weiß auch nicht. Ich könnte mir gut vorstellen, daß Julie uns bereits im Visier hat.«

»Ja…«

Professor Wayne, der einen dicken Ledermantel übergestreift hatte, schaute sich die einzelnen Wagen an und meinte: »Sie scheinen alle abgeschlossen zu sein.«

Ich lachte leise. »Professor, die Entfernung ist einfach zu groß. Wir müssen sie uns schon genauer ansehen.«

»Gut. Welche Seite zuerst?«

Da sich die Wagen gegenüberstanden, entschied ich mich für die rechte. Es war nicht hundertprozentig sicher, daß ich Julie, falls sie sich hier überhaupt aufhielt, in einem der Wagen verbarg. Sie konnte ebensogut in der Blockhütte lauern, das alles würden wir sehen.

Ich fühlte mich wie unter einem Druck stehend. Möglicherweise war es auch ein Schuldgefühl, das mich überkommen hatte. Jedenfalls war ich fest entschlossen, Julie nicht in diesem verdammten Sanatorium mit dem Namen Liebesnest zu lassen.

Ich hatte die Führung übernommen. Schon nach wenigen Schritten stand ich vor der ersten Tür, untersuchte sie und fand sie verschlossen.

Bei den folgenden Wagen erging es uns nicht anders. Es war der sechste in der Reihe, als ich plötzlich erstarrte. Ohne die Tür genauer untersucht zu haben, erkannte ich, daß etwas nicht stimmte.

Sie stand spaltbreit offen!

Ich sprach nicht, dafür gab ich Wayne und Glenda ein Handzeichen. Sie verstanden und nickten.

Meine Hand näherte sich der Tür. Ich hatte sie noch nicht berührt, als ich aus dem Innern des Wohnwagens eine mir sehr bekannte Mädchenstimme vernahm.

»Du kannst ruhig zu mir kommen, John. Ich habe dich nämlich erwartet. Komm, aber allein…«

***

Ich ging noch nicht. Dafür drehte ich den Kopf und starrte meine beiden Begleiter an.

»Sie ist es, nicht?«

»Natürlich, Professor.«

Sein Gesicht zuckte, als er fragte: »Und mein Sohn?«

»Abwarten. Ich werde Julie danach fragen.«

»Dann wollen Sie hinein?«

»Was dachten Sie denn?«

»Schon gut, entschuldigen Sie.«

»Du bleibst in der Nähe des Wagens, Glenda. Denk daran, daß möglicherweise ein Killer die Gegend unsicher macht.«

»Geht in Ordnung, John.«

»Was ist denn, John Sinclair? Weshalb meldest du dich nicht?« rief Julie. »Hast du Angst vor mir? Plagt dich vielleicht dein schlechtes Gewissen?«

Ich zog die Tür etwas weiter auf und rief in den Spalt hinein.

»Nein, Julie, ich habe keine Angst. Mich plagt auch nicht das schlechte Gewissen. Ich werde zu dir kommen.«

Glenda legte mir eine Hand von hinten auf die Schulter. »Ich wünsche dir viel Glück, John.«

»Danke, das kann ich brauchen«, erwiderte ich gepreßt. Es war wirklich komisch. Ich hatte schon den schrecklichsten Monstren gegenüber gestanden. Zombies, Werwölfen, Mutation der gräßlichsten Art, da war es auch um Leben und Tod für mich gegangen, und da hätte ich Furcht haben können, und ich hatte sie nicht so stark empfunden wie hier.

Julie war keine Gegnerin, sie war ein Mädchen mit besonderen Fähigkeiten. Man hatte sie nur auf den falschen Weg gebracht. Sie hielt mich für einen Verräter, für einen Feind, und ich fragte mich, ob es mir gelingen konnte, sie vom Gegenteil zu überzeugen.

Entschlossen betrat ich den Wohnwagen und zog automatisch den

Kopf ein, denn ich kannte die Höhe derartiger Fahrzeuge.
Es brannte kein Licht. Julie wartete in der Dunkelheit auf mich.
Und sie hielt sich im Heck des Wagens auf.
»Hallo, John«, sagte sie. »Bitte, komm doch näher, damit ich dich auch gut sehen kann…«

***

Glenda Perkins und Professor Wayne schauten auf die Tür, die John Sinclair geschlossen hatte.
»Was könnte jetzt geschehen?« wandte sich Wayne flüsternd an Glenda.
»Keine Ahnung Ich gehe allerdings davon aus, daß John versuchen wird, Julie davon zu überzeugen, daß er sie nicht verraten hat.«
»Das hat er auch nicht. Vielleicht könnte ich noch eingreifen, falls ihm das Kind nicht glaubt.«
»Das wird wohl nicht nötig sein.«
Wayne strich über sein Gesicht und schaute dabei in die Runde.
»Mir geht es auch mehr um meinen Sohn. Was meinen Sie? Ob er sich irgendwo versteckt hält?«
»Das ist möglich.«
Wayne dachte nach. »Ich könnte ihn suchen.«
»Bleiben Sie lieber hier am Wagen. Denken Sie daran, was Ihnen John Sinclair gesagt hat.«
»Ich weiß. Nur hat er vergessen, daß es zwei Probleme gibt. Julie ist das seine. Ich aber muß mich um meinen Sohn kümmern.«
»Das hätten Sie früher tun sollen.«
Wayne starrte Glenda an. »Ja, ich weiß es mittlerweile auch«, erwiderte er. »Daran ist nun nichts mehr zu ändern. Ich muß mich mit der neuen Lage abfinden.« Er nickte Glenda kurz zu und trennte sich von ihr. Sie wußte, daß sie den Mann nicht aufhalten konnte. Er mußte wirklich seinen eigenen Weg gehen.
Glenda wußte nicht, auf wen sie sich konzentrieren sollte. Sie tendierte zu John Sinclair, aber er befand sich im Wohnwagen, und sie hörte nichts von der Unterhaltung.
Wayne blieb in ihrer Sichtweite. Er schritt langsam und mit gesenktem Kopf über den Platz. Vorwürfe plagten, und Sorgen drückten ihn. Dieser Mann hatte schwere Schuld auf sich geladen, er wußte dies auch. Aber konnte er sich reinwaschen?
Über den Boden krochen die Dunstschleier. Sie umflorten die Beine des Mannes, als wollten sie ihn in ein tiefes Grab ziehen.
Er blieb stehen und drehte sich langsam um. Glenda sah, wie er die Schultern hob, ein Zeichen, daß er keinen Erfolg gehabt hatte.
»Vielleicht sollten Sie mal in diesem Gebäude nachschauen, Professor!«

»Ja, das wäre nicht schlecht.«
Er wollte sich wieder drehen, als ihm Glendas Haltung auffiel.
Zufällig war ihr Blick so hoch geschweift, daß sie gegen die Dächer der Wohnwagen schauen konnte.
Sie waren fast gleich hoch, und auf einem Dach, nicht weit von Wayne entfernt, bewegte sich etwas.
Eine Gestalt richtete sich auf.
Ein Mann, der in der rechten Hand eine Axt mit langem Griff trug. Er stand dort wie ein gemalter Rächer, blickte in die Tiefe und konzentrierte sich auf Professor Wayne.
»Mein Gott, Orrie!«
»Hi, Daddy«, sagte Orrie Wayne und lachte leise. »Ich an deiner Stelle würde das Wort Gott nicht mehr in den Mund nehmen. Paß auf, ich komme!«
Dann sprang er!

***

Ich sah keinen Grund, Julie Gladstones Aufforderung nicht Folge zu leisten. So ging ich also in den Wohnwagen hinein und sah sie auf der Bettkante sitzen.
Ihre Gestalt wirkte dunkel, nur das Gesicht schimmerte etwas heller, zusammen mit den Haaren. Sie hatte die Beine dicht aneinander gelegt und die Hände gefaltet, als wollte sie beten.
Dicht vor ihr blieb ich stehen und spürte plötzlich wieder ihre Ausstrahlung. Es mag auch an ihren Augen gelegen haben, die heller blickten als sonst, als hätte jemand mit einem Pinsel eine dünne Metallschicht über die Pupillen gestrichen.
Noch nie hatte sie mich derart angesehen. Auch die Strömung stufte ich als sehr negativ ein, und ich würde es schwer haben, Julie vom Gegenteil zu überzeugen.
»Hallo«, sagte ich.
Sie lächelte nicht, sie schaute mich nur an. Dann fragte sie leise:
»Weshalb greifst du mich nicht, John?«
»Warum sollte ich?«
»Du mußt mich wie ein Hase am Genick packen, in den Wagen schleifen und mich zur Klinik fahren.«
»Der Meinung bist du?«
»Ja.«
»Dann tut es mir sehr leid für dich, daß du mich so wenig kennst, Julie.«
»Ich kenne dich gut.«
»Nicht gut genug.«
»Du hättest meinen Abtransport verhindern können«, sagte sie mit leiser Stimme. »Du… du … bist mächtig genug. Du hättest eingreifen

müssen, John.«
»Stimmt.«
»Und warum hast du es nicht getan?«
»Weil ich davon nichts wußte, Julie. Auch mich hat man damit überrascht.«
»Das soll ich dir glauben?«
»Darf ich mich zu dir setzen?«
Sie gab mir keine Antwort. Ich nahm es als Aufforderung hin und ließ mich an ihrer rechten Seite nieder. So saßen wir beide auf dem Bett wie zwei arme Sünder. »Ich freue mich, Julie, daß es dir gutgeht, und daß du während der Fahrt deine Kräfte nicht ausgespielt hast. Du hättest auch Tote hinterlassen können.«
»Ja, das hätte ich.«
»Aber du hast es nicht getan?«
Sie hob die Schultern. »Ich konnte es nicht. Ich habe den Menschen noch immer vertraut. Zudem haben sie mir gesagt, daß alles mit dir abgesprochen wäre und es in deinem Sinne geschehen würde. Du würdest mich in der Klinik erwarten.«
»So ähnlich ist es auch gekommen.«
»Ja, sie hatten recht, was immer du auch…«
»Nein, sie hatten unrecht!« Ich sprach jetzt lauter, weil ich zornig wurde. »Ich bin dir nachgefahren, als ich erfahren habe, was man mit dir vorhat. Ich wollte dich aus diesem verfluchten Sanatorium herausholen, dich befreien, und ich habe glücklicherweise eine Zeugin, nämlich Glenda Perkins, die mit mir gefahren ist.«
»Sie ist eine Freundin von dir.«
»Nicht nur das. Auch meine Sekretärin.«
»Dann wird sie bestimmt immer nur das sagen, was du willst. Ihr haltet doch alle zusammen!«
Ich wußte nicht, wie ich mich noch verteidigen sollte. »Julie«, begann ich noch einmal von vorn. »Ist dir eigentlich nie der Gedanke gekommen, daß du dich irren könntest?«
»Schon.«
»Und?«
»Ich will mich nicht geirrt haben.«
»Das ist keine Lösung. Du solltest den Tatsachen ins Auge sehen, und die liegen anders. Ich wollte nicht, daß du in die Klinik kommst. Ich bin dir nachgefahren, um dich nach London zurückzubringen.«
»Wenn ich dir doch nur glauben könnte«, sagte sie mit leiser Stimme. »Wenn…«
»Du kannst den Chef der Anstalt fragen. Professor Wayne wird dir…«
»Er ist hier, nicht?«
»Ja.«
»Und sein Sohn auch«, sagte Julie mit leisen Worten. »Orrie befindet

sich in der Nähe. Er wartet auf seinen Vater. Er will mit ihm abrechnen, weil dieser ihm Schreckliches angetan hat. Orrie und ich sind irgendwie gleich. Menschen, die uns nahestanden, haben uns betrogen. Vielleicht verstehen wir uns deshalb auch so gut.«

»Orrie ist kein guter Umgang für dich, Julie. Dieser Mann ist ein dreifacher Mörder.«

»Ich kenne seine Geschichte. Er ist von den Menschen betrogen und enttäuscht worden.«

»Was ihm noch lange nicht das Recht gibt, andere zu töten. Niemand hat das Recht, Leben zu nehmen, nur derjenige, der es auch geschaffen hat. Das mußt du begreifen, Julie.«

Sie senkte den Kopf. »Wenn die Enttäuschung aber so tief sitzt, sieht das alles anders aus.«

»Du glaubst also nach wie vor, daß ich gekommen bin, um dich in die Klinik zu schaffen?«

»So lange, bis du mir das Gegenteil beweist, John.«

»Okay, wir stehen auf, steigen in den Rover und machen uns noch in dieser Nacht auf den Rückweg nach London. Bist du damit einverstanden, Julie?«

»Ich weiß nicht.«

»Irgend etwas muß dir doch vorschweben.«

»Ich denke an Orrie. Ich habe ihm versprochen, auf ihn zu achten, und er wird auf mich achten.«

»Orrie ist ein Mörder. Er gehört nicht zu dir, Julie. Sieh das endlich ein.«

»Mir würde er nie etwas tun.«

»Da magst du recht haben, Kind. Aber so hat das Pärchen auf der Landstraße nicht gedacht, als Orrie plötzlich vor seinem Wagen erschien, die Axt schwang und damit begann, den Wagen zu zerhacken. In seiner Wut hat er ihn völlig zertrümmert, das Mädchen und der junge Mann konnten gerade noch fliehen und sich in einem Hotel verbergen, aus dem du geflohen bist…«

»Sie haben Orrie wieder an seine eigene Vergangenheit erinnert.«

Julie entschuldigte ihn stets.

Für mich war Orrie gefährlich. Ich wollte auch wissen, wo er sich genau versteckt hielt. »Noch einmal, Julie. Wo kann ich deinen Freund finden? Ist er hier?«

»Wir sind gemeinsam hergekommen. Er hat mir den Platz gezeigt.«

»Und?«

»Er ging weg.«

»Hat er sich versteckt oder…«

Meine Frage wurde durch einen lauten Ruf unterbrochen, der auf dem Platz zwischen den Wagen aufgeklungen war. Ich verstand nicht genau, was geschrien wurde, ging aber davon aus, daß sich Orrie

seinem Vater gezeigt hatte.
Mich hielt nichts mehr bei Julie…

***

Professor Wayne war herumgefahren, starrte jetzt nach vorn und sah das gleiche Schauspiel wie Glenda Perkins, die weiter hinten stand.
Orrie kam wie ein fliegendes Ungeheuer. Während des Sprungs breitete er die Arme und Beine aus und schwang die Axt als tödliche Waffe.
»Nein, nicht schlagen!« rief Glenda und hörte auch Waynes Ruf.
Sie verstand aber nicht, was er sagte.
Orrie landete.
Es hatte fast so ausgesehen, als wollte er schon beim ersten Angriff zuschlagen, doch er landete dicht vor dem Professor, blieb wie angewurzelt stehen und bewegte nur den rechten Arm halbhoch und schlagbereit zur Seite.
»Na, Daddy?« fragte er kichernd und nickte. »Freust du dich nicht über das Wiedersehen mit deinem einzigen Sohn?«
Professor Wayne holte tief Luft. »Orrie, bitte«, sagte er und streckte den rechten Arm aus. »Bitte, laß uns über alles reden. Ich bin extra gekommen, um mit dir über die Vergangenheit zu sprechen, und ich gestehe meine Schuld auch ein.«
Orrie lachte seinen Vater hart und böse an. »Ach nein, du gestehst deine Schuld ein. Ist das alles?«
»Zunächst mal. Wir werden dann sehen, wie es weitergeht.«
Mit der freien Hand deutete Orrie auf sich. »Hör zu, ich bin dein Sohn, das stimmt, aber ich bin gleichzeitig auch ein dreifacher Mörder. Verstehst du?«
»Ja, ich weiß.«
»Und du hast mich verborgen, vor der Außenwelt versteckt. Das war nicht rechtens, Daddy. Überhaupt nicht. So hast du dich ebenfalls schuldig gemacht. Deine Karriere ist im Eimer, Dad. Du kannst machen, was du willst. Du hättest dein Schicksal töten und nicht einsperren sollen, verstehst du das jetzt?«
»Ich habe begriffen!« erklärte Professor Wayne mit tonloser Stimme. »Ich habe sogar sehr gut begriffen.«
»Wie schön für dich, Daddy.« Orrie ging um seinen Vater herum.
»Hast du auch Pläne geschmiedet, wie es mit uns beiden weitergehen soll?« Die Frage stellte er, als er sich im Rücken seines Vaters befand.
»Wir werden zur Polizei gehen.«
Orrie lachte und sprang wieder vor, so daß er seinen Vater anschauen konnte. »Zu den Bullen, wie? Dann sagst du zu ihnen. Schaut her, hier ist dieser dreifache Killer, den ihr schon seit so langer Zeit sucht. Nehmt ihn mit, sperrt ihn ein. Du hast dich nicht geändert,

überhaupt nicht. Du bist noch ebenso ichbezogen wie früher.« Er bekam das Revers des Mantels zu fassen und schüttelte Professor Wayne durch.

»Nein, Orrie, das stimmt doch nicht. Es ist alles anders. Auch ich werde nicht mehr so weitermachen können wie bisher. Man wird mich ebenfalls bestrafen.«

»Möchtest du in eine Zelle?« fragte Orrie.

»Darauf wird es hinauslaufen.«

»Daddy, da weiß ich was Besseres«, flüsterte er heiser. »Wir gehen gemeinsam zu deiner Burg. Das Verlies dort ist noch frei. Ich bin ja nicht mehr da. Für dich wäre es ideal. Du verbringst die nächsten fünf Jahre so, wie ich die letzte Zeit verbracht habe. In einem stinkenden, verseuchten, widerlichen Verlies. Du brauchst mich doch nur anzuschauen, wie ich aussehe. Dann weißt du, was dir blüht, du verdammter Hund!«

»Lieber bringe ich mich um!«

»Du willst also nicht? Ich wollte damals auch nicht. Ich habe dich angefleht, aber du hast kein Erbarmen gekannt. Jetzt werde ich kein Erbarmen kennen.«

»Dann mußt du mich schon umbringen.«

»Das mache ich auch.«

»Es gibt Zeugen!«

Orrie lachte. »Diesen John Sinclair, von dem Julie so oft geredet hat?«

»Zum Beispiel.«

Er winkte ab. »Vergiß ihn. Julie wird sich um ihn kümmern. Sie haßt ihn so, wie ich dich auch hasse.«

»Hinter mir steht eine Frau, die mich beobachtet«, erklärte Professor Wayne so ruhig wie möglich.

»Sie hätte nicht mitfahren sollen.«

»Heißt das, daß du sie auch…?«

»Durchaus möglich, Daddy!« Das letzte Wort war ein einziger Schrei. Er kam noch etwas näher und hob die Axt. Seine Augen hatten einen Fieberglanz bekommen.

Professor Wayne spürte, wie tief in seinem Innern ein nie gekanntes Gefühl hochstieg.

Todesangst…

»Ich glaube«, flüsterte sein Sohn, »es wird besser sein, wenn ich es jetzt und hier tue…«

Orrie hob die tödliche Axt zum Schlag…

***

»Ich glaube, daß es nicht besser ist!« sagte ich hart und noch in Orries Worte hinein. Gleichzeitig verließ ich den Wohnwagen, in

dessen Türrechteck ich so gestanden hatte, daß mich Orrie nicht hatte sehen können. Ich war der Unterhaltung gefolgt und griff erst jetzt ein. Mit gezogener Beretta ging ich einige Schritte vor.

Orrie Wayne stand wie versteinert in seiner schlagbereiten Haltung. »Geh nicht weiter!« keuchte er. »Bleib nur stehen, wo du bist, sonst töte ich ihn jetzt!«

»Meine Kugel ist schneller!«

Er lachte schrill. »Nein, sie ist nicht schneller. Oder vielleicht ist sie doch schneller. Was immer auch geschieht, wenn sie mich trifft, werde ich noch die Kraft haben, mich nach vorn zu werfen. Ich erwische ihn immer, du Verräterschwein!«

»Die Sache ist zwischen mir und Julie geklärt worden!«

»Tatsächlich?«

»Ja, du kannst sie fragen!« Ich hoffte, Zeit zu gewinnen, um ihn möglichst lange von seiner schrecklichen Bluttat abzuhalten. Damit schien ich Glück zu haben, denn Orrie zeigte sich etwas verunsichert.

Ich ging noch zwei Schritte näher.

»Bleib stehen, verdammt!«

»Schon gut, Orrie, schon gut!« Ich stoppte.

Die Szene hatte durch mein Eingreifen nichts an drückender Spannung verloren. Sie stand nach wie vor auf des Messers Schneide. Orrie war bereit, einen Mord zu begehen. Er hatte sich darauf versteift und stand dabei so günstig, daß Professor Wayne es nicht wagen konnte, sich zu bewegen und wegzulaufen.

Eine Lösung war schwer, das wußte ich, und sie müßte mir verdammt schnell einfallen.

»Er hat Angst« sagte Orrie. »Ja, ich sehe, daß er zittert. Mein eigener Vater hat Angst vor mir. Früher habe ich vor ihm gebebt. Jetzt ist es umgekehrt. Ich fühle mich gut, so verdammt gut…«

Dann hatte er eine andere Idee. »Knie nieder, Daddy! Los, runter mit dir! Ich will, daß du vor mir auf die Knie fällst!«

»Aber ich…«

»Runter mit dirrrr…!« brüllte er.

Professor Wayne schrak zusammen. Er litt in diesen Augenblicken, machte viel durch, aber konnte ich mit ihm Mitleid haben? Mit einem Menschen, der seinen eigenen Sohn, einen dreifachen Mörder, für Jahre eingesperrt hatte?

Wayne bewegte sich. Er tat dies langsam, eher zögernd, und Orrie stieß ein Knurren aus wie ein Tier.

Dann fiel sein Vater vor ihm auf die Knie!

Orrie jubelte. Dabei hielt er seine Waffe so fest, daß er beim ersten Schlag den Hals treffen konnte.

»Jetzt habe ich dich, wo ich dich hinhaben wollte! Du wirst mir nicht mehr gefährlich werden können, du…«

Er wollte schlagen, das war ihm anzusehen, jetzt mußte sich alles entscheiden.

Mir blieb nichts anderes übrig, als die Kugel.

Da griff Julie Gladstone ein.

Ich hatte sie nicht kommen hören, aber sie stand neben mir und sagte nur zwei Worte: »Nein, Orrie…«

***

Der Mann mit der Axt öffnete den Mund. Noch immer rechnete ich damit, daß er zuschlagen würde, aber ich hatte Julie und deren Kraft einfach unterschätzt.

Sie war in der Lage, Orrie zu beeinflussen. Sie sorgte dafür, daß er unter ihrem Bann stand, sie gab ihm die entsprechenden Befehle.

Orrie gehorchte.

Er konnte nicht anders. Er wankte zurück. Aus seinem Mund drangen furchtbare Laute. Ein abgehacktes Ächzen und Schreien.

Zusätzlich bewegte er die Arme, als könnte er sich an den lautlos heranschwebenden Nebelfetzen festhalten.

Dann begann er zu jammern, als würde er all seinen Weltschmerz hinausschreien. Die Beine gaben ihm nach. Er sackte in die Knie, stützte sich noch auf seine Waffe, aber die gab ihm nicht mehr den nötigen Halt. Orrie Wayne fiel zur Seite und blieb liegen.

»Du kannst ihn dir holen, John«, sagte Julie, bevor sie sich abwandte.

Ich rannte zu ihm. Vorbei an dem knienden Professor Wayne, dessen Schluchzen ich auch vernahm, als ich Orrie die Handschellen anlegte.

Er starrte mich dabei an.

»Es ist vorbei, Orrie, sei froh!«

»Sie… sie hat sich geändert. Julie hat mir nicht geglaubt. Dein Einfluß war stärker.«

»Zum Glück.«

»Du hast sie aber…«

»Nein, ich habe sie nicht verraten, Orrie. Es ist ein Irrtum, das zu glauben. Ich habe ihr helfen wollen, so wie ich auch versuchen werde, dir zu helfen.«

»Mir?« kreischte er.

»Ja, dir.«

»Das schafft keiner, das schafft…«

Ich zog ihn auf die Beine und brachte ihn zum Rover, wo ich ihn an das Lenkrad kettete. Er war viel zu erschöpft, um im Wagen noch zu toben. Als ich den Platz wieder betreten hatte, standen Glenda und Julie zusammen. Glenda sprach auf das Mädchen ein, das mich anschaute und mir zunickte.

Ich lächelte, als ich mich bückte, um ihr ins Gesicht zu sehen.

»Glaubst du mir nun, Julie?«

»Ja, John, ich glaube dir. Ich glaube dir ganz gewiß!« Sie warf sich in meine auffangbereiten Arme. Wir preßten uns aneinander, wie zwei Menschen, die sich lange gesucht und endlich gefunden hatten.

Erst nach einer Weile schob ich Julie zurück. »Was wird nun mit mir?« fragte sie traurig.

»Wir finden schon eine Lösung, keine Sorge. Zu Professor Wayne in die Klinik kommst du nicht.« Mir fiel etwas ein. »Der Professor, Glenda, wo ist er eigentlich?«

»Keine Ahnung, John. Vorhin war er noch hier.«

Im gleiche Augenblick fiel im Wald ein Schuß. Das Echo rollte zwischen den Bäumen.

Ich atmete tief durch und hob die Schultern. »Vielleicht war es für ihn sogar die beste Lösung«, sagte ich leise. »Er wäre nie mehr das geworden, was er einmal gewesen war…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 521 »Teufels-Pferde«